

# MITTEILUNGEN

## DES VEREINS FÜR DIE GESCHICHTE BERLINS

GEGRÜNDET 1865

105. Jahrgang

Heft 2

April 2009

.....  
[www.DieGeschichteBerlins.de](http://www.DieGeschichteBerlins.de)



Projekt Alt-Cölln

Brüderstraße, Oktober 1935

Links neben der vorderen Laterne das Nicolaihaus (Nr. 13), im Hintergrund die Petrikirche

(Foto: Landesarchiv Berlin, LAB)

# Projekt Alt-Cölln

Die alte Mitte der Stadt ist nahezu verschüttet. Ähnlich den Zentren des alten Berlin mit Molkenmarkt und Klosterviertel erweckt auch Alt-Cölln eher Ratlosigkeit. Wer von Cölln an der Spree spricht, denkt vielleicht noch räumlich an das Gebiet der südlichen Spreeinsel, dürfte dies aber nur selten mit der Vorstellung eines pulsierenden politischen und wirtschaftlichen Zentrums der Stadt verbinden. Der zweite Weltkrieg, der anschließende Funktionsverlust und die Stadtplanung der 1960er



Luftbild, 1982: Petriplatz, Gertraudenstr.  
(Foto: Gerhard Hoffmann, LAB)

Jahre sind Stichworte für den Niedergang des Viertels – buchstäblich begraben unter dem Asphalt der autobahnähnlichen Gertraudenstraße.

Angesichts der desolaten Lage rief die *Historische Kommission zu Berlin* bereits vor zehn Jahren eine „Geschichtswerkstatt Spree-Insel“ aus, um archäologische, denkmalpflegerische und stadtplanerische Aspekte zu analysieren (Ergebnisse in: *Geschichtswerkstatt Spree-Insel*, hrsg. von H. Engel, J. Haspel, W. Ribbe, Potsdam 1998). Inzwischen gibt es weitere Zeichen für eine aktuelle Beschäftigung mit dem verlorenen Zentrum: 1999 wurden im „Planwerk Innenstadt“ der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung erste Gestaltungsvorschläge für die Cöllner Spreeseite erarbeitet. Die seit März 2007 laufenden Grabungen bringen neue Befunde zum Gelände und seinen Gebäuden, z.B. der Lateinschule, aber auch zum Alltagsleben der frühen Bewohner.

Mit der jahrelangen Debatte um das „Humboldtforum“ gerät die Spree-Insel sogar über Berlin hinaus in den Blick. Die Wirkung ist allerdings ambivalent, denn das Interesse verlagert sich damit auf Schloss und Museumsinsel statt auf das städtische Zentrum Alt-Cöllns. Doch ist das Potential dieser alten Mitte spürbar und – nimmt man das Nicolaihaus als Indiz – sogar sichtbar: Das öffentliche Nachdenken seitens des Suhrkamp-Verlags über die Wiederbelebung der Verleger-Tradition in der Brüderstraße weckt Sehnsüchte und bewegt die Berliner.

Der *Verein für die Geschichte Berlins* will mit dem Projekt „Alt-Cölln“ – ähnlich dem Projekt „Klosterviertel“ vor einem Jahr (Mitteilungen 2/2008) – die politische und kulturelle Dimension dieses geschichtlichen Stadtraums bewusst machen. In die Diskussion um die Neugestaltung der alten Mitte soll, so Dr. Manfred Uhlitz, unser Vereinsvorsitzender, eine breite Öffentlichkeit einbezogen werden, um die Chance für eine höchstmögliche Akzeptanz der Ergebnisse zu wahren.

*Wolther von Kieseritzky*



Petriplatz, 1899: Gertraudenstr. Richtung Fischmarkt und Mühlendamm, links Ratswaage, dahinter Cöllnisches Rathaus kurz vor dem Abriss zur Verbreiterung der Gertraudenstr.  
(Foto: Waldemar Titzenthaler)

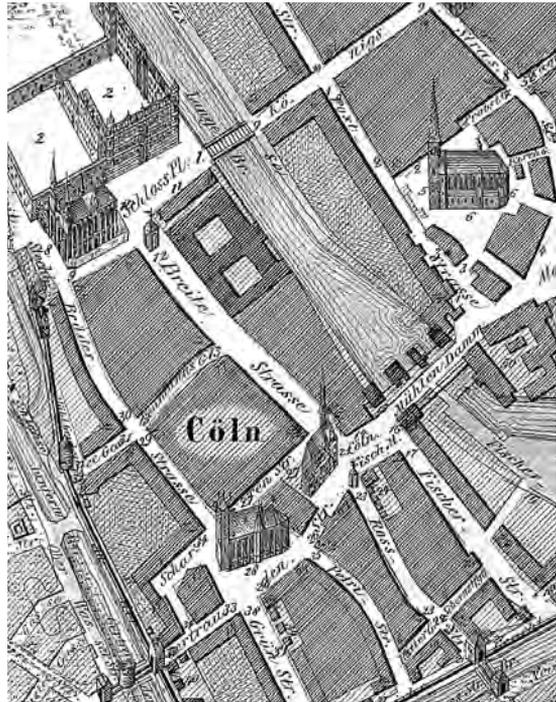
## Cölln an der Spree. Herrschaftszentrum und bürgerliche Stadt

Von Wolther von Kieseritzky

Suchte man den topographischen Ausgangspunkt von Demokratie und Freiheit im neuzeitlichen Berlin, so müsste der Weg nach Cölln führen. In der Brüderstraße 13, im Haus des Verlegers und Buchhändlers Friedrich Nicolai, liefen Ende des 18. Jh. die Fäden der europäischen Spätaufklärung zusammen, trafen sich Menschen, die mit der Kraft des Wortes die Gesellschaft revolutionieren wollten. Mit Publikationen wie der *Berlinischen Monatsschrift* und der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* verbreitete Nicolai die Ideen eines vernunftgeleiteten, den absoluten Monarchen in eine „wahrhaft konstitutionelle“ Verfassung einbindenden Staates. Dem Verlagshändler, einem frühen Meister der Medien- und Kommunikationsgesellschaft, gelang es, in der Brüderstraße eine Begegnungsstätte für Politiker, Wissenschaftler und Intellektuelle – ein Forum des politisch selbstbewussten Bürgertums – zu gestalten.<sup>1</sup>

Dabei mag die Cöllner Verbindung zur Geschichte der Demokratisierung in Berlin überraschen, immerhin war die Spreeinsel seit dem Aufstieg der Hohenzollern Anfang des 15. Jh. eher die Inkarnation monarchischer Herrschaft: Der Bau der kurfürstlichen Zwingburg auf dem sumpfigen Gelände nördlich des Dominikanerklosters bildete 1443 zugleich den Grundstein für nahezu 500 Jahre zentralstaatlicher Gewalt. Mit dem neuen politischen und höfischen Zentrum veränderte sich das 200 Jahre alte Cölln grundlegend: Die Stadt erhielt nun – neben dem Petrikirchplatz und dem Rathaus am Fischmarkt – ein zweites Zentrum: den ans Schloss grenzenden – teilweise von den Dominikaner-Mönchen besiedelten – Platz zwischen Langer Brücke, Marstall und Brüderstraße. Noch bis ins 20. Jh. manifestierte sich die Konkurrenz dieser beiden Zentren in den einprägsamen Formen des Petrikirchturms und der Schlosskuppel.

Die Cöllner Einwohnerschaft, zu der sowohl ärmere Kleinhändler und Handwerksgelesen als auch das in der Brüder- und der Breiten Straße ansässige erfolgreichere Wirtschaftsbürgertum gehörten, ordnete sich dem herrschaftlichen Zentrum am Schlossplatz oder dem Handels- und Geschäftsquartier rund um Fischmarkt und Petrikirche zu. Vom Mühlendamm, dem Übergang nach Berlin, und dem Rathaus zum Schlossplatz führend, entwickelte sich die Breite Straße zur vornehmsten Straße, von deren Bedeutung heute noch Ribbeckhaus und Neuer Marstall zeugen. Jenseits des Fischmarkts setzte sich die Breite Str. als Roßstr. bis zum Köpenicker Tor fort. Die ursprünglich zum Dominikanerkloster führende Brüderstraße verband die Petrikirche mit dem Schlossplatz und wurde zum bevorzugten Wohnort der am Hofetätigen Beamten und betuchterer Bürger.



Ausschnitt aus Plan „Berlin 1640 und 1842“, Ernst Fidicin, 1852, links oben Dominikanerkirche und Schloss (s. Artikel von Schaper, S. 203) (LAB)

Über den Ursprung der Stadt wissen wir nur wenig.<sup>2</sup> Da verheerende Stadtbrände die schriftliche Überlieferung dezimiert haben, müssen archäologische Funde und Karten diese ersetzen. Eine Gründungsurkunde ist bekanntlich weder für Berlin noch für Cölln belegt, das älteste Schriftstück vom 28. Oktober 1237 nennt Propst Symeon als Zeugen in einem Abgabestreit. Der Kirchenmann ist somit der erste namentlich bekannte Einwohner. Cölln gehört – wie auch Berlin – zum Kreis der Städte, die sich über vorstädtische Niederlassungen zur Stadt entwickelten, wobei kaufmännisch-gewerbliche Initiatoren wohl den größten Anteil hatten. Da auch die Grabungen der 1960er Jahre keinen Hinweis auf eine slawische Besiedlung ergaben, dürfte von einem germanischen Ursprung auszugehen sein.<sup>3</sup> Aufgrund des sumpfigen Baugrundes waren der Entwicklung der Siedlung enge Grenzen gesetzt – dies gilt auch, wenn man für die Gründungszeit Berlin-Cöllns von einem niedrigen Wasserstand der Spree ausginge und der Fluss die Stadt westlich nicht eingeschlossen haben sollte.

Diese natürliche Begrenzung, die nur unter großen Schwierigkeiten die späteren Bauten für Schloss und Museen erlaubte, ist eine der Ursachen für das geringere Wachstum Cöllns gegenüber Berlin. Dabei verlief die Entwicklung beider Orte im Prinzip parallel: Zur gleichen Zeit begründet, dem gleichen (sächsischen) Recht unterstehend, schlossen sich die beiden Städte 1307 zur politischen Union und 1319 zum kirchlichen Propsteibezirk zusammen. Die gemeinsame Verwaltung und die Rats Herrschaft wurden der jeweiligen Größe entsprechend besetzt, womit die Berliner aufgrund ihrer doppelt so zahlreichen Bürgerschaft auch doppelt so viele Ratsherren stellen durften. Soziale und politische Konflikte wurden fortan sowohl innerhalb der beiden Städte als auch zwischen diesen ausgetragen.



Petristr. von der Friedrichsgracht Richtung Petrikirche, rechts Rittergasse, 1933

(Foto: LAB)

Manchmal wurden die Orte auch gegeneinander ausgespielt, wie es vor allem am Ende der Zeit relativer städtischer Autonomie Anfang des 15. Jh. der Fall war, als die Hohenzollern die kurfürstliche Macht und landesherrliche Zentralgewalt neu durchsetzten.

Den entscheidenden Wendepunkt erlebte Cölln 1443 mit der Entscheidung des Kurfürsten zum Residenzbau. Die Zentralbehörden des brandenburgischen Staates und die Verwaltungsorgane erhielten ihren Sitz in der Stadt. Der Beamtenstand folgte, insbesondere nachdem Johann Cicero 1486 seinen ständigen Aufenthalt in der Residenz nahm. Der Machtausdehnung des Kurfürsten entsprach die Eingrenzung städtischer Rechte – augenfällig im Abriss des gemeinsamen Rathauses von Berlin und Cölln auf der Langen Brücke 1514. Auch das Dominikanerkloster fiel schließlich dem Ausbau der Herrschaft zum Opfer, nur die Brüderstraße erinnert noch an dessen Ursprung.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg werden die südlichen und westlichen Spreearme reguliert; der unter dem Großen Kurfürsten erfolgte Festungsbau erwies sich jedoch schon bei seiner Vollendung als militärisch überflüssig und wurde ab 1680 niedergelegt. Damit bot sich nach Westen neuer Raum für Stadterweiterungen an, wodurch Cölln nach der Zusammenfassung der Siedlungen in der „kurfürstlichen Residenzstadt Berlin“ 1709 auch räumlich ins Zentrum rückte. Neben den höfischen Funktionen übernahm Cölln immer auch kommunale Funktionen für Berlin – erinnert sei etwa an den Sitz der Stadtverordnetenversammlung im Cöllnischen Rathaus von 1822 bis 1869.

Wie die Reichshauptstadt insgesamt, erfuhr auch das Gebiet um den Fischmarkt und den Petrikirchplatz im 19. Jh. eine rasante Veränderung: das kleinteilige Händler- und Handwerkerquartier wandelte sich zum Geschäfts- und Unternehmerviertel. Für das Großkaufhaus der Brüder Hertzog wurden 1898/1900 Rathaus und Ratswaage abgerissen.

Motorisierung und Beschleunigung des Verkehrs forderten ihren Tribut: Mehrfach musste die Randbebauung der als beengt empfundenen Gertraudenstraße den wachsenden Verkehrsströmen weichen. Spätere Umgestaltungen der Straße unter dem Blickwinkel autogerechter Trassierung sind keine Erfindung der 60er Jahre.

Nach der Jahrtausendwende hat nun die Stadtarchäologie Cölln erneut entdeckt. Am Schlossplatz liegen die Mauerreste des seit Jahrhunderten aus dem Stadtbild verschwundenen Dominikanerklosters offen. Am Petrikirchplatz wurden die Fundamente der 1730 abgebrannten Lateinschule entdeckt, in den Kellern zahlreiche Alltags- und Gebrauchsgegenstände gesichert. Die Grabungen präsentiert die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung als „Gucklöcher“ in die verlorene Zeit. Dies scheint sinnvoll, um den Blick auf ein städtebaulich desolates Gebiet zu lenken. Es braucht aber mehr, um Cölln wieder die pulsierende Geschäftigkeit und bürgerliche Vielfalt zurückzugeben, die es in seiner Geschichte auszeichneten.

## Anmerkungen:

- 1 Manfred Görtemaker: Orte der Demokratie in Berlin, Berlin 2004, S. 103. Ein Panorama dieser Kultur des Gesprächs und des Briefes gibt Günter de Bruyn: Romantik: Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunstepoche 1786 bis 1807, Frankfurt a. M. 2006.
- 2 Zur Geschichte Cöllns siehe die Beiträge in: Wolfgang Ribbe (Hrsg.): Geschichte Berlins, 2 Bde., 3. erw. u. akt. Aufl., Berlin 2002, sowie ders.: Cölln bei Berlin, in: Helmut Engel u.a. (Hrsg.): Geschichtswerkstatt Spree-Insel, Potsdam 1998, S. 73-86.
- 3 Heinz Seyer: Mittelalter. Die Entstehung der mittelalterlichen Stadt, Berlin 1987; ders.: Die Entstehung der Doppelstadt Berlin-Cölln im Spiegel archäologischer Ausgrabungen, in: Geschichtswerkstatt (wie Anm. 3), S. 65-71.

# St. Petri zu Cölln an der Spree

## Von Wolfgang Krogel

Die älteste Pfarrkirche von Cölln an der Spree war dem Apostel Petrus, dem Schutzpatron der Fischer geweiht.<sup>1</sup> Sie gehört heute zu der großen Gruppe der „verschwundenen Kirchen“.<sup>2</sup> Nach einer über die Jahrhunderte verteilten Reihe von Katastrophen und Wiederaufbauten ist seit dem Abriss der Kriegsrue durch den Berliner Magistrat am Anfang der 1960er Jahre jede Spur des alten Kirchenstandortes verwischt worden. Dreimal ging das Kirchengebäude mit dem höchsten Kirchturm Berlins durch Brand verloren und schon 1730 dichtete der Prediger Daniel Schönemann:

Gott, du kanst dem Verderben rufen,  
Dein Blitz trifft auch die höchsten Stufen,  
und zündet unverzüglich an,  
Daß man die Glut nicht löschen kan,  
Dein Donner knallt an allen Ecken,  
Daß auch die Sichersten erschrecken.<sup>3</sup>

Bei den 1965 durchgeführten Bodenuntersuchungen wurden die Fundamente mehrerer Vorgängerbauten identifiziert. Die neuesten Grabungen lassen vor allem für die ältesten Spuren eines Kirchenbaus an der Stelle und durch die Einbeziehung der Gräber mit Hilfe weiterentwickelter Methoden genauere Datierungen erhoffen.

Eine Stiftungsurkunde ist nicht überliefert. Die Erwähnung eines Pfarrers Symeon aus Cölln als Zeuge im Streit zwischen dem brandenburgischen Bischof und dem Markgrafen



Grünstr., Petrikerche, 1900

(Foto: F. Albert Schwartz, LAB)

am 28. Oktober 1237 lässt vermuten, dass es zu diesem Zeitpunkt bereits eine Parochie gegeben hat mit einer vermutlich spätromanischen Kirche. Die urkundliche Ersterwähnung der Kirche fällt erst auf das Jahr 1285.

St. Petri litt unter dem Kirchenbann, der in Folge der Ermordung des Propstes Nikolaus von Bernau 1324 über die Doppelstadt Berlin – Cölln verhängt worden war. Noch vor der Aufhebung des Banns 1345 wurde mit dem Bau einer gotischen Hallenkirche mit breitem Westturm begonnen.<sup>4</sup> Für die Vollendung fehlten jedoch Finanzmittel, so dass der Neubau 1379 durch einen Ablassbrief des Magdeburger Bischofs gefördert werden musste. Diese zweite Kirche stand bis 1730 und war bis dahin mit vielen Umbauten und Ergänzungen vor allem bei der Innenausstattung den sich wandelnden Geschmacksurteilen und Auffassungen angepasst worden. 1505 wurde eine Marienkapelle angebaut. Ständige Reparaturen des Gebäudes, die vor allem den Turm betrafen, lassen auf einen nicht immer guten Bauzustand schließen. Friedrich Wilhelm I. nahm sich seit 1717 den repräsentativen Ausbau dieser Berliner Hauptkirche vor. Der Turm sollte mit 108,02 Metern (344 preußische Fuß) zum höchsten Gebäude der Stadt werden. 23.500 Taler verschlang der 1726 begonnene Turmbau. Bei den Abrissarbeiten des alten Turms wurden Ziegenbockskopf, Männerpanzertoffeln, ein Knüttel mit Strick, ein Gänsegerippe mit Federkleid und ähnliches entdeckt, was später zu Spekulationen Anlass gab. Nach vier Jahren war das Werk fast abgeschlossen, als nach dem Gottesdienst am Abend des 29. Mai 1730 drei Blitze den Turm in Flammen setzen. Der Propst Johann Gustav Reinbeck beschrieb ausführlich das Ereignis, wodurch nicht nur die gesamte Kirche, sondern auch das Gymnasium und 40 weitere Gebäude „in einen Stein und Aschenhaufen verwandelt“ wurden.<sup>5</sup>

Unverzüglich ordnete Friedrich Wilhelm I. den Wiederaufbau an und stellte finanzielle Mittel zur Verfügung. Die wiedererrichtete Kirche wurde am 28. Juni 1733 in Betrieb genommen. Der noch im Bau befindliche Turm stürzte allerdings am 21. August 1734, ein und zerstörte Teile des Kirchenschiffes. Grund könnte die Eile gewesen sein, mit der die



Abriss der Petrikirche, 8.6.1960

(Foto: LAB)

Bauarbeiten vorangetrieben wurden. Verantwortlich gemacht wurde der Baumeister J. Graef, den der König daraufhin des Landes verwies. Der Architekt Philipp Gerlach führte die Bautätigkeit weiter. Die daraus resultierende dritte Kirche war ein Barockbau, der Charakteristiken von Hallenkirche und Zentralkirche miteinander verband.

Dieser Bau fiel in der Nacht vom 19. auf den 20. September 1809 den Flammen zum Opfer.<sup>6</sup> In dieser politisch und wirtschaftlich äußerst schwierigen Zeit war an einen Wiederaufbau oder Neubau nicht zu denken. Der Kirchplatz wurde mit Bäumen bepflanzt und als kleiner Park gestaltet. Tatsächlich verkam der Platz von St. Petri zu einer bloßen Verkehrsfläche, während alle Beteiligten unschlüssig über einen Neubau nachdachten.<sup>7</sup>

Erst am 18. Oktober 1844 wurde ein Wettbewerb zum Wiederaufbau ausgeschrieben, den der Baumeister Johann Heinrich Strack gewann. Vorgabe waren 1500 Sitzplätze und die gleiche Anzahl Stehplätze. Die Turmhöhe sollte wieder 108 Meter betragen und damit alle anderen Berliner Gebäude überragen. 1846 begannen die Bodenarbeiten, 1847 wurde der Grundstein gelegt und am 16. Oktober 1853 konnte die Kirche mit einem großen Festakt ihrer Bestimmung übergeben werden.<sup>8</sup>

Mit den Kämpfen am Ende des Zweiten Weltkrieges in Berlin brachen zum dritten Male Blitz und Donner über St. Petri herein. Das Kirchengebäude hatte den Angriff vom 3. Februar 1945 noch nahezu unversehrt überstanden und wurde erst in den letzten Kriegstagen durch Bodenkämpfe beschädigt. Der Turm hatte danach immer noch eine Höhe von 98 Metern. Das weithin sichtbare Wahrzeichen Berlins wurde jedoch nicht erhalten. Die Aufwendungen für die 1959 notwendigen Sicherungsarbeiten der Ruine und vor allem des Turmes überstiegen die Finanzkraft der Kirchengemeinde. Sie gab die Kirchenruine zum Abriss frei, der sich in Etappen von 1960 bis 1964 hinzog.

Seit 1965 bildeten die Gemeinden von St. Petri und der Luisenstadt, die beide ihre Kirchen verloren hatten, eine gemeinsame Kirchengemeinde mit einem Gottesdienstsaal im Gemeindehaus von St. Petri in der Neuen Grünstraße 19, wo auch das Konsistorium der Kirchenregion Ost der Berlin-Brandenburgischen Kirche seinen Sitz hatte.<sup>9</sup>

Der Platz der alten St. Petri-Kirche ist jahrzehntelang ein Unort an einer stark befahrenen Straße gewesen. Mit der Neugestaltung der Berliner Mitte sollte der vergessenen Schwesterstadt Berlins mit der Würde des Ortes die Erinnerung an ihr Patrozinium zurückgegeben werden.

## Anmerkungen:

- 1 Von dem Patrozinium kann allerdings nicht auf die Tätigkeit der Bewohner zurückgeschlossen werden. Vgl. Schich, Winfried: Das mittelalterliche Berlin, in: Ribbe, Wolfgang (Hrsg.), Geschichte Berlins, Bd. 1, S. 153f.
- 2 Vgl. Krause, Maren: Eine kurze Geschichte ihres Abbruchs vom 18. bis 20. Jahrhundert, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 102 (2006), S. 414-428.
- 3 Schönemann, Daniel: Eylfertige und wohlmeynende Gedancken über den brennenden Petri-Thurm, Berlin 1730.
- 4 Wie Anm. 1, S. 237.
- 5 Reinbeck, Johann Gustav: Der gerechte Gott, als derselbe...den an der Petri-Kirchen neu erbaueten Thurm durch einen ...Blitz entzündet hatte, wodurch ...der Thurm ..., die Kirche selbst nebst dem Gymnasio und mehr als 40 nahe stehende Häuser in einen Stein und Aschenhaufen verwandelt wurde, ist am 1. Sonntage nach Trinitatis ...in der Closter-Kirchen der ...Petri-Gemeinde zur Busse vorgestellt worden, Berlin 1730.
- 6 Schmidt, Johann Wilhelm (Hrsg.): Zuverlässige Nachrichten von dem Brande der St. Petri-Kirche in Berlin, von Entstehung und Verbreitung derselben, den Häusern und Buden, welche ein Raub der Flammen geworden, und einigen anderen merkwürdigen Vorfällen bei diesem Brande, nebst einer kurzen Geschichte dieser Kirche, und ihrer Schicksale bis auf jetzige Zeit, Berlin 1809; Schmidt, Valentin Heinrich: Geschichte der St. Petri-Kirche aus den zuverlässigsten Nachrichten und Handschriften/ bearbeitet von Valentin Heinrich Schmidt. Mit einem Prospect der Kirche von Gubitz und einem Verzeichnisse der Wohltäter der beim letzten Brande Verunglückten, Berlin 1809.
- 7 Rahn, Gottlieb: Die Schicksale der St. Petri-Kirche in Berlin von ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit: eine Gelegenheitsschrift zur gegenwärtigen leichtern Erörterung der Frage: „Petri-Platz oder Petri-Kirche?“, Berlin 1845.
- 8 Rahn, Gottlieb: Die Hauptmomente aus der Geschichte der St. Petri-Kirche in Berlin: von ihrer Gründung bis zur baulichen Vollendung, Berlin 1853; Kirchliche Festordnung bei der Einweihung der St. Petri-Kirche zu Berlin am 16.10.1853. In: Gesänge bei St. Petri Kirchweihe zu Cöln an der Spree, am 16. Oktober 1853.
- 9 Für den chronistischen und geschichtlichen Überblick: Boeck, Wilhelm: Alte Berliner Kirchen, hrg. Vom Berliner Stadtsynodalverband, dem Provinzial-Kirchenausschuss für die Kirchenprovinz Mark Brandenburg, dem evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg; bearb. von W. Boeck und H. Richartz, Berlin 1937; Koziol, Klaus: Kleine Chronik der St.Petri- Kirche zu Berlin, Berlin 1965; Kühne, Günther und Stephani, Elisabeth: Evangelische Kirchen in Berlin, Berlin 1978; Boeckh, Jürgen: Alt-Berliner Stadtkirchen, Bd.1, von St. Nikolai bis „Jerusalem“, Berlin 1986 (Berlinische Reminiszenzen 57).

## Das Rathaus am Cöllnischen Fischmarkt

Von Manfred Funke

Wer die Breite Straße vom Schlossplatz herunterkommt, blickt rechter Hand auf eine eingezäunte Baustelle an der Gertraudenstraße. Kaum jemand weiß, dass sich an dieser Stelle jahrhundertlang das Zentrum von Berlins Schwesterstadt Cölln befand.

Bis zu ihrem Abriss 1960 standen hier die St. Petri-Kirche, die Hauptkirche Cöllns, und das Cöllnische Rathaus zwischen Gertrauden- und Scharrenstraße. Ob sich das erste Rathaus an dieser Stelle befand, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich. Die ersten

schriftlichen Nachrichten sind in der „Chronik der Cöllner Stadtschreiber von 1542-1605“ zu finden, die vom *Verein für die Geschichte Berlins* in seinem Gründungsjahr 1865 veröffentlicht wurde. Hier heißt es unter dem Jahr 1500: „In diesem Monat, den 15., 16., 17. und 18. Tagk Augusti ist die große Stube auf dem Rathhause zu Colln renoviert, ausgeweißet und neue Fenster darin gemacht worden“.<sup>1</sup> Weitere Renovierungen fanden 1583 und 1588 statt.

Als wichtigstes weltliches Gebäude der Stadt Cölln diene das Rathaus nicht nur dem Rat als Amtssitz, sondern war auch Veranstaltungsort für unterschiedliche Ereignisse. So wurde vom 25. Februar bis 2. März 1581 ein Teil des Hofstaats anlässlich der Taufe von Prinz Christian (Sohn von Kurfürst Johann Georg von Brandenburg) hier beköstigt.<sup>2</sup> Unter dem Jahr 1585 vermeldet die Chronik der Cölner Stadtschreiber u.a.: „Den 20. Juny hat Gorgen Pondow, Thumb-Chuster, die Comedia von den drei Mennern im feurigen Offen uffm Cöllnischen Rathhause agirt“.<sup>3</sup>

Das Cöllnische Rathaus war aber auch Schauplatz von Verbrechen. Am 8. September 1637 wurde der Bürgermeister Johann Wedigen von Hans George von Hake, Erbherr auf Kleinmachnow, wegen eines Streits um Abgaben mit einem Hirschfänger so stark verletzt, dass er an den Folgen am nächsten Tag verstarb. Der Täter wurde kurze Zeit später vor dem Rathaus enthauptet.<sup>4</sup> Auch in anderen Fällen sind hier Hinrichtungen erfolgt und Körperstrafen vollstreckt worden.

1612 brach Ungemach über das Cöllnische Rathaus herein. Wegen der Anlage einer Ratswaage unter Ratsstube und Gewölbe wurden zwei Pfeiler in der Ratsstube entfernt, auf denen das obere Gewölbe ruhte. Ein Teil des Gebäudes fiel ein, und der Rest musste abgetragen werden. Bis 1614 wurde ein Neubau errichtet, der von einem Turm mit zwei Glocken und einem Uhrwerk gekrönt wurde. 1656 musste das Cöllnische Rathaus erneut repariert werden.

Durch königlichen Erlass vom 17./18. Januar 1709 wurden die zuvor selbständigen Städte Berlin, Cölln, Dorotheenstadt, Friedrichstadt und Friedrichswerder zu einer einheitlichen Stadtgemeinde vereinigt. Das Cöllnische Rathaus sollte den Rat der neuen Gesamtgemeinde aufnehmen. Das alte Gebäude wurde deshalb abgebrochen. Der Entwurf für den Neubau, dessen Grundstein König Friedrich I. am 8. August 1710 legte, stammte vom Architekten und Hofbaumeister Martin Grünberg (1655-1706/07). Die Bauausführung lag in den Händen der Architekten Johann Karl Stol(t)ze und Michael Kemmeter d. Ä. Nach dem Tod Friedrichs I. 1713 entschied dessen Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I., dass der Rat der Haupt- und Residenzstadt das Berlinische Rathaus in der Königstraße beziehen sollte. Erst 1723 wurde der Rathausneubau in vereinfachter Form vollendet. Verschiedene städtische und staatliche Einrichtungen zogen hier ein, wie z.B. eine Militärwache, die bis zum Ausbruch der Märzrevolution 1848 das Erdgeschoss nutzte.

Durch den Einschlag eines Blitzes in den Turm der St. Petri-Kirche am 29. Mai 1730 brannten neben der Kirche auch weitere 30 Häuser in der Umgebung ab, darunter auch das Cöllnische Gymnasium. Lehrer und Schüler wurden nun bis 1767 im Cöllnischen Rathaus untergebracht; die unteren sechs Klassen verblieben hier sogar bis 1868.

Im Rahmen der Reformen, die nach der preußischen Niederlage von 1806 durchgeführt wurden, erließ König Friedrich Wilhelm III. die Preußische Städteordnung am 19. November 1808, mit der die städtische Selbstverwaltung in Berlin eingeführt wurde. Während der Magistrat als städtische Regierung im Berliner Rathaus residierte, tagte das Stadtparlament, die Stadtverordnetenversammlung, 1822-1870 im Cöllnischen Rathaus.

Während der Märzrevolution 1848 wurde hier – wie an anderen wichtigen Stätten Berlins – eine Barrikade errichtet. Am 18. März 1848 wurde sie vom preußischen Militär gestürmt.



Cöllnischer Fischmarkt mit Rathaus, im Hintergrund die barocke Petrikerche  
(Kupferstich, Johann Georg Rosenberg, 1784)

Nach dem Auszug der Stadtverordnetenversammlung nutzten die Verwaltung des Städtischen Erleuchtungswesens, ein Standesamt, die Schul- und die Gewerbedeputation das Cöllnische Rathaus. 1880 zog das Märkische Museum ein, während die Verwaltung des Erleuchtungswesens dessen frühere Räume in der Klosterstraße 68 einnahm. Aber die Tage des Hauses waren gezählt. Der Verkehr zwischen Mühlendamm und Spittelmarkt nahm in den 1890er Jahren stetig zu. Mehrere Straßenbahn- und Omnibuslinien befuhren diese Strecke, hinzu kamen unzählige Kutschen und Lastwagen. Der Magistrat beschloss deshalb 1899, die Gertraudenstraße zu verbreitern, weshalb bis 1900 das Cöllnische Rathaus abgebrochen wurde. Auf dem nun schmaleren Grundstück ließ der Kaufhausbesitzer Rudolph Carl Hertzog in den Jahren nach 1910 ein Büro- und Geschäftshaus errichten, das im II. Weltkrieg zerstört wurde. Die Ruinen wurden in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts beseitigt.

### Anmerkungen:

- 1 Die Chronik der Cölner Stadtschreiber von 1542-1605, Berlin 1865, S. 17 (= Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, gegr. 1865, Heft 1).
- 2 Ebd., S. 20.
- 3 Ebd., S. 29.
- 4 (Pusthius, Ferdinand): Chronicon Berolinense, Berlin 1870, S. 29f.

### Literatur:

*Küster, Georg Gottfried*: Altes und Neues Berlin. Abth.4, Berlin 1768, Sp.94-97; Die Chronik der Cölner Stadtschreiber von 1542-1605, Berlin 1865; (*Pusthius, Ferdinand*): Chronicon Berolinense, Berlin 1870; Führer durch das Köllnische Rathaus, Berlin 1881; *Borrmann, R(ichard)*: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893, S.367-369; *Buchholz, (Rudolf)*: Über das Köllnische Rathaus, in: Brandenburgia. 8 (1899/1900), S. 272-274; *Schwenk, Herbert*: 8. August 1710: Grundsteinlegung für ein neues Rathaus, in: Berlinische Monatschrift 8 (1899), S. 83-86; *Melisch, Claudia M., Marina Wesner*: St. Petri-Kirche. Berlin 2008.

# Brüderstraße

Von Martin Mende

Die Brüderstraße war einst als Verbindung von Schlossplatz und Petrikerche nach der Breiten Straße die vornehmste Adresse von Alt-Cölln. Bereits seit dem Ende des 13. Jh. trug der Abschnitt zwischen Petrikerche und Neumannsgasse den Namen Brüderstraße. Im 17. Jh. erhielt auch der weiter nördlich gelegene Teil, vorher „Nach dem neuen Stifte“ bzw. „Domgasse“ genannt, diesen Namen. Namensgeber war der auf dem späteren Schlossplatz gelegene Konvent der Dominikaner-Brüder mit der 1297 fertiggestellten Klosterkirche. Die Fundamente dieser 1747 abgerissenen Kirche waren 2008 durch archäologische Grabungen vorübergehend sichtbar.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war die Brüderstraße eine ruhige Wohnstraße des gehobenen Bürgertums. Die Nummerierung begann auf der westlichen Straßenseite am Schlossplatz mit der Nr. 1 und endete an der Scharrenstraße mit der Nr. 19, dann ging es auf der östlichen Straßenseite zurück mit den Grundstücken 20 bis 45. Die Grundstücke 1-9 und 34-45 sind heute Teil der Gartenanlage südlich des ehemaligen Staatsratsgebäudes. Das Grundstück Nr. 1 (heute Treppenhause des Staatsratsgebäudes) war bis 1889 durch das 1628 erbaute Palais Schwarzenberg besetzt. Reichsgraf Adam von Schwarzenberg (1584-1641) war als einflussreicher Berater der Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm bis 1640 tätig.

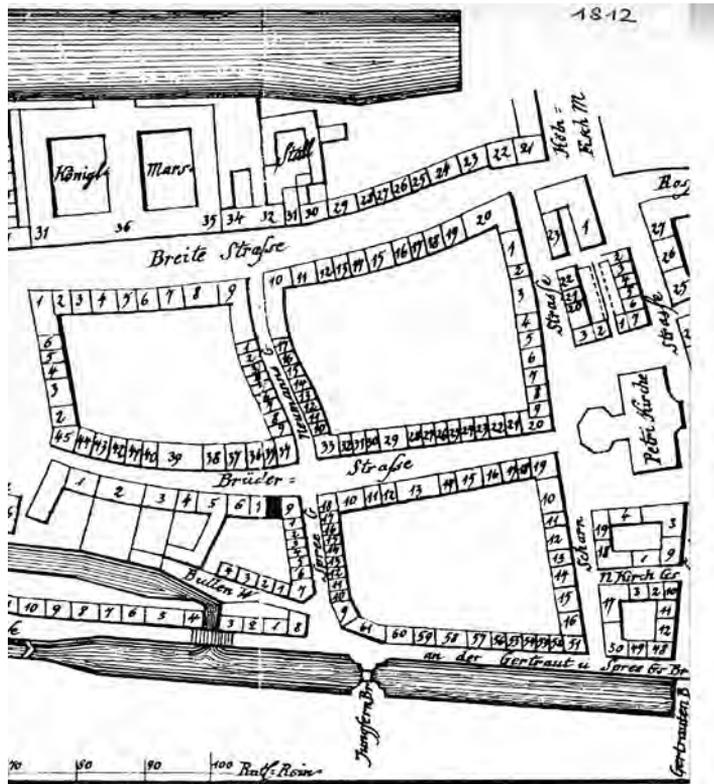
Schräg gegenüber wohnte Jahrzehnte später im Haus Nr. 40 Andreas Schlüter, der größte deutsche bildende Künstler des 17. Jh. Eine Gedenktafel für ihn befand sich noch nach dem II. Weltkrieg fälschlicherweise am Haus Nr. 33 Ecke Neumannsgasse. Später zog Schlüter in sein Gartenhaus an der Wassergasse (Burgstraße 17). Auf dem Grundstück Brüderstraße 39 stand das renommierte Hotel Stadt Paris. Hier logierte der französische Graf von Mirabeau während seiner vergeblichen Bemühungen, eine Stellung am Hofe von Friedrich dem Großen zu erhalten. Auch die geistvolle Madame de Stael weilte 1804 mit ihren Kindern bei ihrem Aufenthalt in Berlin in diesem als Gasthaus erster Klasse eingestuftem Hotel und empfing ihre zahlreichen Gäste.<sup>1</sup> Im Haus Nr. 5 wohnte bis zu seinem Tod 1861 der Bankier und Konsul Joachim Heinrich Wilhelm Wagener. Er vermachte seine aus 262 Werken bestehende Gemäldesammlung dem preußischen Thronfolger und späteren Kaiser Wilhelm I. und legte damit den Grundstock zur Nationalgalerie.

Heute nähert man sich der Brüderstraße in der Regel von Süden. Nach dem Planwerk Innenstadt soll der ehemalige Standort der Petrikerche auf einem architektonisch gefassten Petriplatz markiert werden. Auf der rechten Straßenseite Brüderstraße 26 Ecke Scharren-



Blick aus der Brüderstr. auf die Südwestfront des Schlosses, um 1925 (Foto: LAB)

Ausschnitt aus Revierkarte  
Alt-Cölln, 1812



straße hat sich ein 1908/1909 von Gustav Hochgürtel errichteter Bau für das Kaufhaus Rudolph Hertzog erhalten. Das einst größte Berliner Warenhaus<sup>2</sup> war im Baublock Breite Straße – Scharrenstraße – Brüderstraße – Neumannsgasse auf zahlreiche Häuser verteilt, nur das Haus von 1909 auf den ehemaligen Grundstücken Brüderstraße 20-28 wurde nach dem II. Weltkrieg mit einer vereinfachten neobarocken Fassade wiederhergestellt. Seit der Schließung des Jugendmode-Kaufhauses und des Hochzeitsausstatters 1990 wartet das unter Denkmalschutz stehende Gebäude im Eigentum des Bundes auf einen neuen Nutzer. Der Warenhaus-Gründer Rudolph Carl Hertzog (1815-1894) wie auch sein Enkel Rudolph L. Hertzog (1881-1955) waren Mitglieder des *Vereins für die Geschichte Berlins*. Auf dem Gelände des jetzigen Gebäudes war vorher in der Nr. 27 die Weingroßhandlung von Maurer & Bracht, unter dem Namen „Baumannshöhle“ ein Stammlokal der Aufklärer, in dem auch der Schriftsteller Gotthold Ephraim Lessing und der Philosoph Moses Mendelssohn verkehrten.

Hinter dem Warenhausbau schließt sich auf den früheren Grundstücken 29-33 bis zur Neumannsgasse eine Blockrandbebauung in Skelettbauweise aus den 60er Jahren des 20. Jh. an. Zu DDR-Zeiten Teil des Bauministeriums werden die Büros gegenwärtig vom Bundesnachrichtendienst genutzt. Früher wohnte und wirkte in der Nr. 29 der Buchdrucker Georg Jakob Decker, Geheimer Oberhofbuchdrucker unter Friedrich dem Großen. Sein Betrieb wurde später mit der preußischen Staatsdruckerei vereinigt und war die Keimzelle der Reichsdruckerei (jetzt Bundesdruckerei). 1795 erwarben die Seidenfabrikanten Labry und Humbert das Haus und machten es zu einem Zentrum geistigen Lebens. Der Kauf-

mann Jean Paul Humbert war von 1809 bis 1819 auch Stadtverordnetenvorsteher. Kein Geringerer als Karl Friedrich Schinkel schmückte 1813/1814 den Festsaal seines Hauses mit einem sechs Bilder umfassenden Zyklus der Tageszeiten. Auch andere Mitglieder der französischen Gemeinde bevorzugten die Brüderstraße als Wohnort, Nr. 5 Gillet (Kriegsrat und Archivar), Nr. 12 Salome´, Nr. 16 Rousset, Nr. 21 Humblot und Nr. 28 Gamet (alle Angaben aus dem Adress-Kalender von 1826).

Auf der westlichen Straßenseite haben sich nur drei wichtige historische Einzelgebäude erhalten. Die früheren Grundstücke 19-14 wurden in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einer sechsgeschossigen Wohnanlage durch „VEB Berlin Projekt“ nach Entwürfen der Architekten Heinz Graffunder (Chefarchitekt des Palastes der Republik) und Ernst Braun neu bebaut, ausnahmslos Ein- und Zweizimmerwohnungen.

Mit dem Nicolai-Haus in der Brüderstraße 13 folgt eines der bedeutendsten Zeugnisse der Berliner Kultur- und Architekturgeschichte.<sup>3</sup> Ursprünglich vom Ratskämmerer Heinrich Julius Brandes 1674 erbaut wurde es 1710 um ein Stockwerk erhöht. Aus dieser Zeit stammt auch die Treppenanlage mit dem geschnitzten Geländer. Der durch die Seitenflügel und ein Quergebäude gerahmte Innenhof zählt zu den letzten erhaltenen barocken Hofanlagen der Stadt. Im hinteren Quergebäude wurde 1977 eine klassizistische Treppenanlage mit Geländer aus Bronzeguss von 1830 eingebaut, geborgen aus dem 1935 für den Neubau der Reichsbank abgerissenen Weydinger-Haus an der Unterwasserstraße.

Der berühmte „patriotische Kaufmann“ Johann Ernst Gotzkowsky war von 1747 bis 1773 Eigentümer.<sup>4</sup> 1788 erwarb der Buchhändler Friedrich Nicolai das Haus und beauftragte den Maurermeister Carl Friedrich Zelter (später Musiker und von 1800 bis zu seinem Tode 1832 Direktor der Singakademie) mit dem Umbau zur heutigen Gestalt. Eine Gedenktafel erinnert an Zelter, der häufig auch Gast des Hauses war. Der Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai entwickelte die väterliche Verlagsbuchhandlung zu einem Zentrum des geistigen Lebens seiner Zeit. Seine in mehrfacher Auflage 1769, 1779 und 1786 erschienene „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam“ ist eine Fundgrube für jeden Berlin-Forscher. Nach Nicolais Tod 1811 übernahm sein Schwiegersohn und nach dessen Tod 1821 sein Enkel Gustav Parthey das Unternehmen.<sup>5</sup> Er machte sich als Altertumsforscher einen Namen und war Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Erinnerungstafeln am Hause weisen auf den Aufenthalt von Theodor Körner 1811/1813, auf seine Eltern, auf die Malerin Dora Stock (wohnhaft 1815-1828) sowie auf die Schriftstellerin Elisa von der Recke und ihren Lebensgefährten, den Schriftsteller August Tiedge. Von 1847 bis 1859 wohnte der Theologe Ludwig Jonas mit Ehefrau und seinen 12 Kindern in dem Haus. Er war 1848 Mitglied der Preußischen konstituierenden Versammlung und machte sich um die Veröffentlichung der Schriften Schleiermachers verdient. Das Haus beherbergte von 1910 bis 1936 ein Lessing-Museum, von den Nationalsozialisten wurde es geschlossen. In der DDR-Zeit nutzte das Institut für Denkmalpflege das Haus. Bis 1986 war es im Eigentum der Parthey-Erben, dann folgte die Enteignung. Seit 2000 wird das nunmehr im Eigentum von Berlin stehende Gebäude von der Stiftung Stadtmuseum Berlin genutzt. Nach dem Ausbau des Marinehauses als zweiter Ausstellungsfläche des Märkischen Museums sollen das Nicolai-Haus und das Galgen-Haus an den Liegenschaftsfonds Berlin übergeben werden, wogegen die Stiftung Denkmalschutz Berlin bereits Anfang 2008 ihren Protest angemeldet hat.

Das benachbarte Haus Brüderstraße 11-12 ist heute Sitz der Landesvertretung des Freistaates Sachsen. Es wurde 1905 anstelle von zwei schmalen Bürgerhäusern als Wohn- und Geschäftshaus für die Berlinische Feuer-Versicherungs-Anstalt vom Architektenbüro



Brüderstr. Richtung Petrikirche, 1960, rechts Nicolaihaus

(Foto: Gert Schütz, LAB)

Reimer & Körte mit einer repräsentativen neobarocken Sandsteinfassade errichtet. Das Architektenbüro ist u. a. auch für das Jüdische Krankenhaus in der Iranischen Straße und das Borsig-Haus in der Chausseestraße verantwortlich.

Das zweite noch erhaltene barocke Bürgerhaus in Alt-Cölln – die ursprüngliche Fassade wurde 1805 klassizistisch verändert – ist das unter dem Namen „Galgenhaus“ bekannte Wohnhaus Brüderstraße 10.<sup>6</sup> Der Kammerrat von Happe ließ es 1688 errichten. Vor seinem Haus wurde 1735, historisch belegt, ein Diener am Galgen gehenkt, weil er 2000 Taler gestohlen hatte; später erzählt die Legende von einer Magd, die wegen eines vermissten Löffels zum Tode verurteilt wurde, aber unschuldig war. Das Edikt mit der Androhung der Todesstrafe für Diebstähle durch Bedienstete bei Gütern im Wert von mehr als drei Talern wurde kurz danach aufgehoben. Happe bemühte sich nach der Hinrichtung vergeblich um einen Käufer für sein Anwesen. Nach der Order des Königs erwarb die Stadt 1737 das Haus zur Einrichtung der Cöllnischen Probstei. Als Johann Peter Süßmilch 1742 zum Probst von Cölln berufen wurde, bezog er das Haus, ein Jahr nach der Herausgabe seines berühmten Buches „Die göttliche Ordnung“. Der Universalwissenschaftler wurde zum Wegbereiter der Bevölkerungswissenschaft und Statistik. Das Gebäude wird gegenwärtig auch von der Stiftung Stadtmuseum Berlin genutzt, soll aber wie das Nicolai-Haus veräußert werden.

Unmittelbar angrenzend beginnt auf der Trasse der früheren Sperlingsgasse eine neue Bebauung aus den Jahren 1964 bis 1967 an der etwas nach Norden verschobenen jetzigen Sperlingsgasse. Die Sperlingsgasse hieß bis 1931 Spreegasse. In Nr. 11 wohnte 1854/55 der Student Wilhelm Raabe beim Schneidermeister Wutke. Die Erzählung „Die Chronik der Sperlingsgasse“ machte Raabe berühmt. Die 16 alten Häuser an der Gasse hatten den letzten Krieg beschädigt überlebt, mussten aber infolge unterlassener Instandsetzung

1952 wegen Baufälligkeit geräumt werden. 1964 wurde das letzte noch vorhandene Haus Sperlingsgasse 10 mit der historischen Bierstube „Raabe-Diele“ von Else Konarske abgerissen, der kleine verräucherte Raum mit den drei Tischen und der langen knarrenden Holzbank ist nur noch Erinnerung.

Durch die Kappung der Brüderstraße im Norden mittels Staatsratsgebäude und dem dazugehörigen Garten geriet die Straße in eine Art Hinterhofsituation. Der Sieger des „Städtebaulichen Ideenwettbewerbs Spreeinsel“ von 1994, der Berliner Architekt Bernd Niebuhr, wollte deshalb das Staatsratsgebäude beseitigen und die Brüderstraße wieder bis zum Schlossplatz führen. Aus Respekt vor der Geschichte und in Würdigung der baulichen Qualitäten des ersten Nachkriegsbaus eines Regierungsgebäudes im Zentrum der Stadt ist es dazu glücklicherweise nicht gekommen.

## Anmerkungen:

- 1 Jürgen Wetzel: Madame de Stael in Berlin, in: Der Bär von Berlin, Jahrbuch 2005 des Vereins für die Geschichte Berlins, S. 81-96.
- 2 Paul Lindenberg: Berlin und das Haus Rudolph Hertzog seit 1839, in: Rudolph Hertzog Berlin C 2 - Agenda 1914.
- 3 Marlies Ebert/Uwe Hecker: Das Nicolaihaus, hrsg. von der Stiftung Stadtmuseum Berlin, Berlin 2006.
- 4 Otto Hintze: Ein Berliner Kaufmann aus der Zeit Friedrich des Großen, in: Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 30 (1893), S. 1-18.
- 5 Gustav Parthey: Das Haus in der Brüderstraße, Berlin 1955; ders.: Jugenderinnerungen – Handschrift für Freunde, hrsg. von Ernst Friedel, Berlin 1907, 2 Bde.
- 6 Eckart Elsner: Das Galgenhaus und seine Bewohner, in: Jahrbuch 2002 der Stiftung Stadtmuseum Berlin, S. 277-284.

# Das Nicolaihaus: Geistiges Zentrum des Berliner Bürgertums

Von Dieter Beuermann und Cem Sengül

*Bene qui latuit bene vixit.* Diese Sentenz des Ovid, „glücklich lebte, wer in glücklicher Verborgenheit lebte“, war nach Auskunft des Berliner Ägyptologen Gustav Parthey (1798-1872) der Wahlspruch seines berühmten Großvaters Friedrich Nicolai (1733-1811), dem einflussreichen Verleger und Programmatiker der deutschen Aufklärung, dem „Begründer unseres literarischen Lebens“ (Marcel Reich-Ranicki). Dass dieser verdienstreiche, geschäftstüchtige und beizeiten streitlustige Berliner Aufklärer damit seine Bevorzugung eines zurückgezogenen häuslichen Lebens zum Ausdruck brachte, mochte bei aller Öffentlichkeit, die er in seinem Wirken gesucht und geprägt hat, die Zeitgenossen verwundert haben. 200 Jahre später lassen sich die Spuren Nicolais in seiner Heimatstadt nicht mehr auf den ersten Blick finden. Man muss schon als Flaneur zufällig auf das Lessing-Denkmal im Berliner Tiergarten stoßen und in den Sockelreliefs neben Moses Mendelssohn und Ewald von Kleist den gemeinsamen Freund Nicolai entdecken; oder an der Alten Jakobstraße in Mitte auf dem ehemaligen Luisenstädtischen Friedhof die vor einigen Jahren aufgestellte Stele bemerken, mit der u. a. an den auf dem dortigen Kirchenacker (das Gotteshaus wurde im Zweiten Weltkrieg zerbombt) beigesetzten Nicolai erinnert wird; oder an der Steglitzer Rheinstraße das Profil Nicolais im Schaufenster der *Nicolaischen Buchhandlung* erkennen; oder als Germanist oder Historiker mit dem über 20.000 Briefe zählenden Nachlass in der Staatsbibliothek Berlin in Berührung kommen.



Brüderstr. 12-14, in der Mitte Nicolaihaus, um 1900

(Foto: LAB)

Viel einfacher und naheliegender allerdings wäre der Besuch in der bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges an das Berliner Schloss führenden Brüderstraße, denn dort befindet sich in der Nachbarschaft des ehemaligen Hertzog-Kaufhauses, des historischen Galgenhauses und der Sächsischen Landesvertretung das nach dem Aufklärer benannte Nicolaihaus. Allein, so schreibt jüngst Nikolaus Bernau, handelt es sich dabei um „einen der am besten verborgenen Schätze Berlins“. Nein, das Nicolaihaus ist in der Tat kein aufdringliches Palais, es geht regelrecht auf Distanz zur preußischen Prachtarchitektur des 18. Jh. Es ist ein bescheidenes und gleichermaßen selbstbewusstes bürgerliches (wenn auch großzügiges) Wohn- und Geschäftshaus. Bei der sich nach Nicolais Geschmack durch „edle Simplicität“ auszeichnenden Fassade verzichtete der Architekt und Freund Carl Friedrich Zelter (1758-1832), der die Umbauarbeiten plante und ausführte, völlig auf Verzierungen und herrschaftliche Insignien (auf die Buchhandlung wies lediglich ein Homer-Kopf, das Verlagssignet Nicolais, hin). Das Bürgerhaus bietet im Innern mit seinen zahlreichen großen und kleinen, teilweise verwinkelten Räumen sowohl Orte der gesellschaftlichen Begegnung als auch Rückzugsmöglichkeiten. Nicolais Salonkultur, die geschätzten Konzertabende, über die Gudula Schütz in ihrer Studie zu Friedrich Nicolai und die Musik berichtet, versammelten Familienmitglieder, Berliner und auswärtige Freunde, Bekannte und neue Gäste. Den Berlin-Besuchern des 18./19. Jahrhunderts galt das Nicolaihaus bald als Sehenswürdigkeit. Der heute von einem Walnusbaum und weinberankten Seitenflügeln geprägte Innenhof wird von Kennern regelmäßig als Idylle gelobt und wurde bis vor einem Jahrzehnt für Theater- und Musikdarbietungen genutzt. Verborgenes deutet sich

wiederum in den Kellergewölben, in dem mittlerweile ausgebauten Dachboden, in dem bis zum Ende des 19. Jh. die nachgelassene Bibliothek Nicolais aufbewahrt wurde, oder in den heute nicht mehr vorhandenen Geheimgängen an.

Nicolais Enkelkinder Lilli (1800-1829) und Gustav, beide einfühlsame Chronisten des Berliner 19. Jh., haben das eine oder andere Geheimnis des Nicolaihauses festgehalten:

„Der Eintritt in die Studirstube erregte uns Kindern immer ein Gefühl der Befangenheit, aber unbeschreiblich war unser Erstaunen, als wir eines Tages sahen, wie der Grosvater die Thür eines Bücherschranks öffnete, hineintrat und nicht wieder zum Vorschein kam. Wie sollte für den großen, starken Mann in dem schmalen Schranke sich Raum finden? Nach kurzer Zeit trat er wieder ein. Wir wagten nun auch, den Schrank zu öffnen, und fanden, daß diese Vexirthür in ein daneben liegendes Kabinet führte, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern tapezirt waren. Diesen Ausgang hatte der Grosvater angelegt, um sich den Umweg durch den Bibliotheksaal nach seinem Schlafzimmer zu sparen. Als mein Vater [Friedrich Parthey, 1745-1822] später das Zimmer bewohnte, wurde die Thür nach dem Bibliotheksaale verschlossen, um den bequemerem Eingang durch das Kabinet zu haben; da sahen wir denn oft, nicht ohne innerliches Ergötzen, wie manch ein Fremder, der durch die Vexirthür eingetreten war, beim Abschiede sich umwendend, verwundert vor dem Bücherschranke stehn blieb, und den Ausgang nicht finden konnte.“

Mit einigen Schlaglichtern sei die Historie der Berliner Brüderstraße 13 andeutungsweise erhellt. Bis ins 16. Jh. reichen die ersten Erwähnungen eines Hauses zurück. Allerdings wird dieses bei einem Brand 1674 bis auf die Grundmauern zerstört, auf die der damalige Eigentümer und Cöllner Bürgermeister Brandes erneut bauen lässt. Zu Beginn des 18. Jh. werden die Seitenflügel errichtet sowie ein zweites Obergeschoss. Zwischen 1747 und 1773 ist das Gebäude Eigentum und Wohnhaus des Porzellan-Fabrikanten Johann Ernst Gotzkowsky (1710-1775). Anderthalb Jahrzehnte später wird es von Friedrich Nicolai im Jahre 1787 für Verlag, Buchhandlung und Privatwohnung erworben und durch Carl Friedrich Zelter umgebaut. Es ist ein bis heute hartnäckiges Gerücht, dass die Freunde Nicolais, Lessing und Moses Mendelssohn in der Brüderstraße 13 ein- und ausgegangen seien. Freilich gehörten sie, besonders Mendelssohn, zum engsten Freundeskreis. Beide starben jedoch, bevor Nicolai das Haus erwerben konnte: Mendelssohn 1786, Lessing bereits 1781. Nach Nicolais Tod bleibt das Haus, dem es an prominenten Mietern und Gästen nicht mangelt, für viele Generationen im Besitz der Familie Parthey. Für das 19. Jh. sind Elisa von der Recke (1756-1833), Christoph August Tiedge und die Pastorenfamilie Jonas zu nennen, an die einige der acht Gedenktafeln an der Fassade des Nicolaihauses erinnern. Bis zum Ende des Jahrhunderts war auch die später veräußerte Verlagsbuchhandlung dort untergebracht. Für das 20. Jh., in dem ab 1928 sämtliche Gedenktafeln angebracht wurden, ist vor allem die Ära des Lessing-Museums (1910-1936) zu nennen, die dem Nicolaihaus eine neue Nutzungsform bescherte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg bezog das DDR-Institut für Denkmalpflege 1954 das Nicolaihaus, nach der Wende bis 1998 ist es Sitz des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege. In jener Zeit wurde nicht nur eine Sanierung vorgenommen, durch die sich Zelters bauliche Umgestaltungen bis heute erhalten haben; 1977 wurde das Nicolaihaus zudem unter Denkmalschutz gestellt. In Turbulenzen gerät das Nicolaihaus in jüngerer Vergangenheit: Im Jahre 2000 weist der Senat nach Leerstand das Gebäude der Stiftung Stadtmuseum zu, die sich nach einigen Ausstellungen vom musealen Betrieb zurückzieht, während die Museumsbibliothek bis heute zugänglich ist. 2007 beschließt der Berliner Senat den Übergang des Hauses in den Liegenschaftsfonds; mit dem Erlös soll ein kleiner Teil der Kosten für die Erweiterung des Stadtmuseums (Stichwort Marinehaus) gedeckt werden. Diese Nachricht alarmiert die besorgten Liebhaber des Hauses, seien sie als Kenner

der Berliner Kultur, als Denkmalpfleger, als Forscher oder in irgendeiner Weise mit dem Nicolaihaus verbunden. Im letzten Jahr gründet sich schließlich ein Freundeskreis mit dem Ziel der Würdigung und Wiederbelebung des Nicolaihauses (vgl. [www.freundeskreis-nicolaihaus.de](http://www.freundeskreis-nicolaihaus.de)).

Eine der wichtigsten Ären stellt die Zeit des Lessing-Museums dar, das kurz nach der Gründung im Jahre 1908 sein Stammhaus am Berliner Königsgraben verlor und im Nicolaihaus, wo es am 2. Oktober 1910 eröffnet wurde, eine passende Umgebung fand. Mit der Übersiedlung in das Nicolaihaus wurde eine neue, die längste Phase des Lessing-Museums eingeläutet. Neben den allwöchentlichen Vortrags-, Diskussions- und Bühnenveranstaltungen stand die museale Inszenierung des 18. Jh. im Vordergrund. Lessings Wirken im friderizianischen Berlin, seine Werke, seine Beziehungen, Mendelssohn, Nicolai, aber auch Goethe und Wagner erfuhren ihre kulturgeschichtliche Reverenz. Auch einem



Gartenansicht Nicolaihaus, Brüderstr. 13, 1934 (Foto: LAB)

größeren Modell des 1890 errichteten Lessing-Denkmal wurde ein Raum gewidmet. Man hat es bei diesem Museum mit einem Beispiel des kulturellen Zusammenwirkens deutscher Juden und Christen zu tun, wie auch der Blick in die umfangreiche Liste der aktiven und passiven Mitglieder zeigt. Der jüdische Kulturhistoriker und Reformler Ludwig Geiger wirkt im Vorstand neben dem Berliner Oberbürgermeister Gustav Böß und dem Bankier und Wirtschaftsfunktionär Franz von Mendelssohn. Im Ehrenbeirat finden sich Max Liebermann und Gustav Stresemann, die Literaturhistoriker Erich Schmidt, Paul Kluckhohn und Georg Witkowski sowie Josef Nadler. Erstaunlich ist auf der anderen Seite, dass das Lessing-Museum nach dem Zweiten Weltkrieg weniger Interesse hervorgerufen hat. Weder in der Forschung noch in der Stadtgeschichtsschreibung

lässt sich eine fundierte Auseinandersetzung finden. Diesem wichtigen Desiderat nachzugehen und Licht in die Wahrnehmung des Museums bis zur Schließung durch die Nationalsozialisten 1936 zu bringen, wäre sehr wünschenswert.

An dieser Stelle schließt sich freilich auch die Frage nach dem Schicksal des Nicolaihauses zwischen 1936 und 1945 an. Bedauerlicherweise fand die Annäherung an die jüdisch-christliche Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg in Berlin ohne die Bezugskordinaten Nicolaihaus, Lessing-Museum, Lessing-Denkmal statt. Diese sind in Vergessenheit geraten und spielen in der Suche nach Anknüpfungspunkten an das jüdische Berlin Ende des 19., Anfang des 20. Jh. gegenwärtig keine Rolle. Im Zuge der Aufwertung Lessings und

der deutschen Aufklärung seit den 1970er Jahren liegt noch immer hohes Potential an diesem geschichtsträchtigen Ort, dem unter der Ägide der Stiftung Stadtmuseum leider nicht nachgegangen wurde.

Dem heutigen Besucher des Nicolaihauses bleibt die Geschichte des historischen Gebäudes hingegen noch verborgen. Wenige werden zielstrebig wie Ende der 1880er Jahre der jüdische Journalist und Schriftsteller Julius Rodenberg (1831-1914), gebürtig Julius Levy aus dem damals hessischen Rodenberg, das Haus des Aufklärers ansteuern. Auf seiner Spurensuche nach Mendelssohn und Nicolai, nach Rudimenten der Aufklärungsepoche in Berlin, erbittet er Eintritt in das Nicolaihaus und wird von der Nicolai-Urenkelin Veronica Parthey empfangen und durch das Haus geführt. Eine der letzten Stationen des Besuches erfährt Rodenbergs besondere Aufmerksamkeit: Nicolais Arbeitszimmer, die Schaltzentrale der deutschen Spätaufklärung:

„[I]ch ging die Holzterappe hinan, in deren Stufen leichte Eindrücke anzudeuten scheinen, daß hier eine Generation nach der andern auf und abgestiegen. Ein eigener Reiz und Zauber webt um solch alte Wohnungen. Es weht ein sanfter Blumengeruch in ihnen, wie von Waldmeisterkränzen, die lange ihren Duft behalten, auch wenn sie schon verwelkt sind. Die weißlackierten Türen, der Tritt vor dem Fenster, die altmodischen Möbel, die mancherlei kleinen Andenken, Porzellan und Bücher und Bilder und das Halbdunkel, das in allen diesen hohen Räumen herrscht, sie geben zusammen uns das Bild und Gefühl der Wirklichkeit, aber einer weit entrückten. Frau Veronica Parthey war meine gütige geduldige Führerin. Im Vorzimmer hängen Familienporträts, zwei von Nicolai, ferner das seiner Gemahlin [Elisabeth Macaria Nicolai, 1741-1793], seiner Freundin Elisa von der Recke, die so gut wie zur Familie gehörte, beide von Graff gemalt. [...] Zu jedem Bild an der Wand, zu jedem Buch auf dem Tische [...] gab Frau Parthey mir den wünschenswerten Kommentar. Sie geleitete mich durch einen langen Gang, wo einst die Bibliothek Nicolais aufgestellt war und eine alte Uhr noch mit dem selben Ticktack und Silberklang, den einst vor hundert Jahren Nicolai und die Seinen gehört haben, die verrinnenden Stunden zählt. Aus dem Gang gelangt man in das Arbeitszimmer Nicolais, das noch ganz erhalten ist, wie er es verlassen hat, mit den Bänden und Büchern, den Mappen und Folianten, dem Schreibtisch, dem Spinett und einem Kasten, in welchem das Brautgewand seiner Gattin aufbewahrt wird. Bis hier herauf reichen die Baumwipfel des Gartens, und es ist ein gar liebliches Rauschen in dieser Einsamkeit, wenn der Sommerwind sie bewegt.“

Rodenberg entdeckte das Nicolaihaus für sich. Heute ist es an der Zeit, dass es den Berlinerinnen und Berlinern einfacher gemacht wird, eines der Wahrzeichen nicht nur der Berliner sondern der deutschen Aufklärung, eines der wenigen erhaltenen Berliner Bürgerhäuser, *ihr* Nicolaihaus kennen zu lernen und es aus der so viele Jahre anhaltenden Verborgenheit zu lösen. Im Februar 2009 wird in den Medien eine Aufsehen erregende Nachricht verbreitet. Nachdem der renommierte Suhrkamp-Verlag den Umzug des Verlagshauses nach Berlin für das kommende Jahr bekannt gegeben hat, teilt der Berliner Staatssekretär André Schmitz mit, er habe das traditionsreiche Nicolaihaus als neuen Verlagssitz vorgeschlagen. Wäre diesem Engagement Erfolg beschieden, könnte sich die neue Trägerschaft durch einen modernen Verlag als ein Glücksfall für das Nicolaihaus und für dessen Zukunft als eine symbolhafte Bindung herausstellen.

## Literatur:

*Ebert, Marlies; Hecker, Uwe*: Das Nicolaihaus. Brüderstraße 13 in Berlin. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Stadt Berlin. Berlin 2006; *Parthey, Gustav*: Jugenderinnerungen. Handschrift für Freunde. Berlin 1871; *Rodenberg, Julius*: Bilder aus dem Berliner Leben. Hg. von Gisela Lüttig. Berlin 1987; *Schütz, Gudula*: Vor dem Richterstuhl der Kritik. Die Musik in Friedrich Nicolais „Allgemeiner Deutscher Bibliothek“, Tübingen 2007.



Breite Str., Nordseite Richtung Schloss, 2. Haus von rechts Ribbeck-Haus, 3. Haus Alter Marstall, 1880  
(Foto: F. Albert Schwartz, LAB)

## Das Ribbeck-Haus

Von Manfred Uhlitz

Nach einer in den Akten der Stadt Stendal gefundenen Notiz gab es im Jahre 1564 in Berlin 908 und in Cölln 408 Wohnhäuser. War die Klosterstraße die vornehmste Straße Berlins, so standen die vornehmsten Häuser Cöllns in der Breiten Straße (damals Große Straße) und in der Brüderstraße. Charakteristisch für das mittelalterliche Berlin war es, dass sich die schmalen, meist nicht mehr als drei Fensterachsen breiten Häuser nicht unmittelbar nebeneinander befanden. Ihre Giebel zeigten zur Straße, so dass die kleinen Zwischenräume, die ‚Gaten‘, in der Regel feuchte schmutzige Zwischenräume waren – oft mit Bretterbuden zugebaut. Die meist zweistöckigen Häuser wurden in der Regel nur von einer Familie nebst Dienstboten bewohnt. Das Ribbeckhaus zeugt vom Aufschwung der Baukunst während der Renaissance, beginnend mit dem Schlossumbau Joachims II. (1535-1571).

Es steht seit nahezu 400 Jahren und hat trotz aller Umbauten den Charakter eines adeligen Wohnhauses behalten. Es ist nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs Berlins ältestes Wohnhaus. 1624 ließ der am 10. Dezember 1577 in Spandau geborene kurfürstliche Amtskammerrat und Oberhauptmann der Festung und des Amtes Spandau Hans Georg von Ribbeck vermutlich zwei ältere giebelständige Wohnhäuser adliger Hofbeamter unter gemeinsamer Fassade zusammenlegen, so dass der 30 Meter breite, leicht asymmetrische Bau mit Traufe zur Straße entstand. Von Ribbeck hatte diese Gebäude dem kurfürstlichen Futtermarschall Claus Rossmann abgekauft. Die Familie nutzte diesen Berliner Wohnsitz nur vier Jahre, um es 1628 für 5300 Taler an eine Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm, Anna Sophie von Braunschweig-Lüneburg, zu verkaufen. Sie ließ das Gebäude anschlie-

ßend durch den am Schloss beschäftigten Baumeister Balthasar Benzelt aus Dresden umbauen.

Nach ihrem Tod am 19. Dezember 1659 gelangt das Gebäude in den Besitz ihres Neffen, des Großen Kurfürsten, der es in den benachbarten Neubau des Marstalls eingliederte. Nach einem Brand des Marstalls (1665) entstand ein größerer bis zur Spree reichender Stallkomplex nach den Plänen von Johann Gregor Memhardt, dem die Hofgebäude des Ribbeckhauses weichen mussten. Im Vorderhaus entstanden Wohnungen für das Marstallpersonal. Später wurden Räume für das Oberappellationsgericht genutzt. Nach dessen Umzug in die Lindenstraße nutzte die Oberrechnungskammer das Gebäude bis 1818. Dafür erhielt es 1803/04 ein drittes Stockwerk. Die Giebel der Zwerchhäuser bestimmen bis heute den niederländisch beeinflussten Charakter des Baus. Es war der Wunsch des sonst sparsamen Königs Friedrich Wilhelm III., die vier schmückenden Giebelerker mit ihrem reichen Beschlagwerk nach der Aufstockung in der „alten gothischen Bauart“ wieder aufzusetzen.



Ribbeck-Haus, Detail des Portals

(Foto: M. Uhlitz)

1865/66 wurden die Fassaden des Ribbeckhauses und des benachbarten Marstalls neu gefasst. Vor dem Ersten Weltkrieg betreuten im Marstallkomplex 272 Personen – vom Kgl. Stallmeister bis zum Pferdepfleger – 338 Rösser, aber auch „14 Personen- und zwei Gepäck-Automobile“. Nach dem Ende der Monarchie ging der Komplex in Staatsbesitz über und wurde für Büro- und Wohnzwecke vermietet. Einen Teil davon mietete die Stadtverwaltung, um hier die Stadtbibliothek unterzubringen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Komplex des Marstalls in den 50er Jahren wiederhergestellt. Ein Zwerchhaus und das Renaissanceportal des Ribbeckhauses wurden in diesem Zusammenhang erneuert. Das Gebäude erhielt 1964/65 eine Fassade, die sich an den Bauzustand des 17. Jahrhunderts anlehnte: Die historisierenden Dekorationen von 1866 wurden dabei entfernt. Die erhaltenen Fenstergitter des Erdgeschosses stammen aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, im Gebäude haben sich ferner Räume mit Kreuzgratgewölbe aus der Erbauungszeit erhalten. Während der Teilung Berlins waren im Haus Berufs- und Kulturvereine untergebracht, z.B. der *Bund der Architekten der DDR* und der *Demokratische Frauenbund Deutschlands*. Unmittelbar nach der Wende zog die *Berlin 2000 Olympia GmbH* ein. Seit 1996 ist dort das Zentrum für Berlin-Studien als Teil der *Zentral- und Landesbibliothek Berlin* mit 120.000 Büchern, 25.000 Postkarten und 320.000 Dokumenten zur Geschichte Berlins untergebracht.

An die ausklingende Renaissance erinnert das rundbogige Sandsteinportal mit rahmenden Pilastern, die mit floralen Motiven, dem für die Zeit typischen Knorpelwerk, verziert sind. Das hervortretende Gebälk wird von zwei Engelsköpfen gestützt, über denen das Baujahr 1624 angegeben ist. Engel halten auch im gesprengten Giebel die Wappen von Hans Georg von Ribbeck und Catharina von Brösicke, deren Namen darunter eingemeißelt sind. Das Paar war bereits seit langem, seit dem 12. Oktober 1600, verheiratet. Der Vater der Ehefrau ist der wohlhabende Amtshauptmann Heino von Brösicke auf Ketzür im Haveland. Hans Georg von Ribbeck starb am 27. Januar 1647 in Cölln, Catharina von Brösicke

folgte ihm am 11. März 1650. Beide wurden in einem neu geschaffenen Erbbegräbnis in der Spandauer Nikolaikirche beigesetzt.

Die Wurzeln der Familie von Ribbeck finden sich im Havelland. 1237 wird ein Henricus de Ritbeke als Priester in Brandenburg erwähnt. Das westhavelländische Dorf wurde erstmals 1375 als „Rybbecke“ im Landbuch Kaiser Karls IV. erwähnt und befand sich bis 1945 – 570 Jahre lang – in Familienbesitz. Der Namensgeber des hier beschriebenen Stadtplais stammte nicht von dort, sondern gehörte dem osthavelländischen Zweig der Familie an. Der von Theodor Fontane beschriebene „alte“ Hans Georg von Ribbeck lebte erst im 18. Jh. und starb hochbetagt 1759. Wegen seines knauserigen Sohns hatte er gebeten, ihm eine Birne mit ins Grab zu geben, damit daraus ein Baum wachse und somit auch künftige Generationen wieder Freude an den Birnen haben sollten. Dieser legendäre Birnbaum wurde durch einen Sturm 1911 umgeworfen. An seiner Stelle steht heute ein im Jahre 2000 neu gepflanzter Birnbaum.

## Literatur:

*Richard Borrmann*, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, Berlin 1893, S. 347; *Albert Gut*, Das Berliner Wohnhaus, Berlin: Wilh. Ernst u. Sohn 1917, neue Ausgabe: Berlin: VEB Verlag für Bauwesen 1984, S. 21; *Erika Schachinger*, Alte Wohnhäuser in Berlin, Berlin: Hessling 1969, S. 27 f.; *Kurt Pomplun*, „Der König ließ es nicht verkommen“, Berliner Morgenpost 17. März 1974, S. 6; Berlin Archiv: Braunschweig: Archiv-Verlag o.J. (-1987), 01044; *Laurenz Demps*, Vom Mühlendamm zum Schlossplatz. Die Breite Straße in Berlin-Mitte, Berlin: Parthas 2001, S. 126 ff.; *Denkmale in Berlin Bezirk Mitte* Ortsteil Mitte, Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Petersberg: Imhof 2003, S. 228; *Friedrich-Carl von Ribbeck*: „Ribbeck und die Familie von Ribbeck 1237-2002“, [www.havelland-kiosk.de](http://www.havelland-kiosk.de).

## Cölln im Karten-Bild

### Von Uwe Schaper

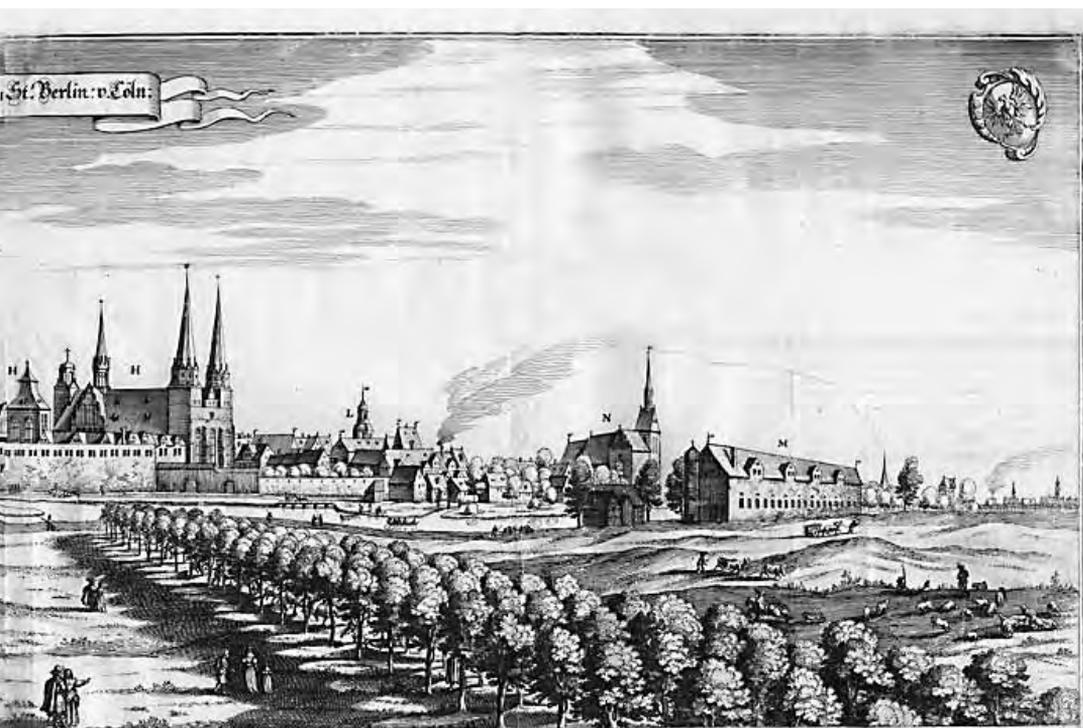
Mit dem alten Cölln und seinem verschwundenen Schlossbau betrachten wir einen der zentralen Punkte für die Geschichte der Stadt und der Geschichte der Deutschen seit mehr als 850 Jahren. Die nach dem Abriss des „Palastes der Republik“ entstandene öde Fläche, auf der das Schloss – in welcher Form letztendlich auch immer – als Forum für Kunst, Kultur und Wissenschaft<sup>1</sup> neu entstehen soll, erregt seit den 1990er Jahren die Gemüter. Die Frage der (Wieder-)Errichtung dieses monumentalen Gebäudes zieht nicht zuletzt die Frage der städtebaulichen Entwicklung des gesamten Gebietes nach sich – auch hier kann die Sicht auf die Geschichte entscheidende Impulse geben.

Standen in der Ausarbeitung zur Quellenlage zum Klostersviertel Recherchestrategien und die Aktenüberlieferung im Landesarchiv Berlin im Vordergrund,<sup>2</sup> so will sich der Autor nun den Archivgutarten „Karten und Plänen“ sowie den „Ansichten“ widmen. Hierbei kann auf eine lange Tradition verwiesen werden, hat doch schon Paul Clauswitz, Stadtarchivar von Berlin, in Verbindung mit dem *Verein für die Geschichte Berlins* im Jahre 1906 ältere Karten, Pläne und Kartenwerke vorgestellt und auf die Bedeutung für die Erforschung der Geschichte Berlins hingewiesen.<sup>3</sup> In dieser Tradition befindet sich auch Günther Schulz, der unter Mitarbeit von Andreas Matschenz in der Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin die „Stadtpläne von Berlin 1652 bis 1920“ herausgegeben hat und dem das Landesarchiv zu seinem 80. Geburtstag, ebenfalls in seiner Schriftenreihe, einen Sammelband „Stadtpläne von Berlin. Geschichte vermessen“ gewidmet hat.<sup>4</sup>



Oben: Ansicht der Residenzstädte Berlin und Cölln, Caspar Merian, 1652 (LAB)

Unten: „Berlin und Kölln, 1648“, koloriert, Georg Bernhard Müller von Siel, 1898 (LAB)



Goussier, W. G. Schwanberg bei Berlin

Was versteht man unter Karten und Plänen: „*Karten* sind zweidimensionale und schriftlich kommentierte Darstellungen eines Teils der Erdoberfläche im Ergebnis mathematischer Vermessungen. Je nach Zweck und Auftrag, je nach Qualifikation und technischen Möglichkeiten des Autors sind auf ihnen, überwiegend maßstäblich reduziert, in generalisierter Form Flächen und Körper abgebildet.“<sup>5</sup> Die Definition eines Plans folgt der Definition der Karte, unterschieden wird im Bereich des Maßstabes. Leider haben sich die Fachwissenschaftler noch immer nicht auf einen einzigen Maßstab geeinigt, der eine klare Trennung zulassen würde,<sup>6</sup> aber dieses Problem spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle. Eine Definition ist immer eine kurze und präzise, ideale Darstellung, die hier gewählte Definition weist aber mit der Aussage über „Zweck und Auftrag“ sowie über „Qualifikation und technische Möglichkeiten“ auf ein Problem hin, dass unter dem Oberbegriff „Quellenkritik“ zu fassen ist. So ist der oft zitierte und vielfach veröffentlichte „Memhard-Plan“ von 1652, der seine Berühmtheit nicht zuletzt dem Umstand verdankt, dass er die älteste überlieferte kartografische Gesamtdarstellung der „Doppelstadt“ ist, zu dem Zweck entstanden, den Bau einer neuen und den damaligen militärischen Erfordernissen angemessenen Festung vorzubereiten. In diesem Zusammenhang spielte die Bebauung, auf deren Darstellung überwiegend verzichtet wurde, eine nur marginale Rolle. Lediglich aus Gründen der besseren Orientierung, so ist zu vermuten, sind die Kirchen und die Rathäuser eingezeichnet. Die heute übliche „Nordung“ der Pläne spielte zur damaligen Zeit noch keine Rolle. Der Maßstab ist mit ca. 1:5200 bezogen auf die Problemstellung angemessen präzise und exzellent für den Zweck geeignet, das Problem Festungsbau den Entscheidungsträgern auf einen Blick anschaulich vor Augen zu führen. Großen Wert legte Johann Gregor Memhard auf die weitgehend idealisierte, fast schmeichelnde Darstellung des Schlossbereichs, denn immerhin wollte Memhard den Zuschlag für einen Auftrag erhalten, den er schließlich auch bekam<sup>7</sup> und immerhin war sein Auftraggeber Kurfürst Friedrich Wilhelm I., der Große Kurfürst.

Der Memhard-Plan führt unsere Betrachtungen noch zu einem weiteren Problem: Die Grundlage für themenbezogene Karten jeglicher Art bilden topografische Karten, die auf der Grundlage exakter Vermessungsmethoden heute mit Hilfe elektronischer Geoinformationssysteme erstellt werden.<sup>8</sup> Wenn wir nun eine *Ansicht* als eine zweidimensionale *bildliche* Darstellung eines dreidimensionalen Objektes definieren, die mit Hilfe aller nur denkbaren fotografischen oder nicht-fotografischen bildgebenden Verfahren erstellt werden, zu denen Fotos und Postkarten, aber auch Stiche und Zeichnungen usw. gezählt werden können, erhalten wir die Verbindung zwischen Karten und Plänen einerseits und Ansichten andererseits.<sup>9</sup> Karten und Pläne können auch Elemente von Ansichten enthalten, die dem Autor vielfache Möglichkeiten an die Hand geben, dem Nutzer Informationen vorzustellen. Hierzu kann das Mittel der farblichen Hervorhebungen dienen und/oder Einfügungen (bildliche oder schriftliche Informationen), die sich auch durch den gewählten Maßstab von der Karte, auf der sie sich befinden, unterscheiden. Die bei der Erstellung von Karten und Ansichten verwendeten Techniken sowie Form und Art der Einfügungen bilden nicht zuletzt ein Hilfsmittel bei der Datierung, sofern kein Datum bekannt oder auf dem Objekt vermerkt ist. Ein wichtiges „Stilmittel“ ist ebenfalls die Wahl der Perspektive.

Der vollständige Nachweis von kartografischen Darstellungen oder Ansichten von Cölln im Landesarchiv Berlin würde an dieser Stelle zweifellos den Rahmen des Artikels sprengen, daher soll nur auf einige herausragende Beispiele verwiesen werden, an denen die quellenkritischen Überlegungen weiter vertieft und an denen Beispiele für die Rezeption des Memhard-Plans, auch im Rahmen der historischen Forschung im 19. Jahrhundert deutlich gemacht werden können.<sup>10</sup> Nicht zuletzt stellt uns die Geschichte der Doppelstadt

vor Probleme, denn unabhängig von der doppelten Siedlungsgründung an beiden Ufern der Spree und unabhängig von der im Laufe der Zeit getrennten oder zusammengeführten Verwaltung ist die Entwicklung von Berlin nicht ohne Cölln denkbar und umgekehrt. Zumindest die Übersichtskarten und auch eine Reihe von Ansichten überwinden deshalb die Grenzen und führen erst damit zu wichtigen Erkenntnissen.

Zu nennen ist zunächst eine im 13. Teil der von Mattheus Merian begründeten „*Topographia Germaniae*“<sup>11</sup> und von dessen Sohn Caspar gestochene Ansicht der kurfürstlichen Residenzstädte Berlin und Cölln, die 1652 veröffentlicht wurde (Abb. S. 200/201).<sup>12</sup> Zumindest Merian war Memhards Plan bekannt. Hatte dieser im Hinblick auf seinen Zweck weitgehend und bis auf das Schloss auf Ausschmückungen verzichtet, werden in der Ansicht von Merian nun von einem imaginären und leicht erhöhten Standpunkt aus sowie perspektivisch leicht verzerrt und idealisiert Berlin und Cölln dargestellt. Im Mittelpunkt steht das Schloss als Zeichen kurfürstlicher Machtentfaltung; die „Linden“ sind – freilich noch außerhalb der Doppelstadt – schon angelegt. Neben den Schlossteilen werden im Wesentlichen noch die Kirchen und die beiden Rathäuser bezeichnet, während die übrige Bebauung nur angedeutet ist. Insgesamt kann die Ansicht als politisches Programm gewertet werden. Der Kurfürst hatte nach dem 30jährigen Krieg seinen Hauptaufenthaltort in die Residenzstädte verlegt und die Bautätigkeit am Schloss wurde verstärkt. Von Frieden und wirtschaftlichem Aufschwung zeugen in der Ansicht einige rauchende Schloten, Ackerbau und Viehzucht außerhalb der Stadt, Handelsschiffe auf der Spree, eilige berittene Boten, die die neuesten Nachrichten bringen, ein sechsspänniger Zug, der eine hochherrschaftliche Kutsche durch die „Linden“ zieht und mehrere Personengruppen, die sich angeregt unterhalten.

Diese Idylle vor dem Aufbruch in die „neue Zeit“ mag knapp 250 Jahre später den Landschaftsmaler Georg Bernhard Müller von Siel zu seiner kolorierten Ansicht „Berlin und Kölln, 1648“ angeregt haben (Abb. S. 200/201).<sup>13</sup> Hierzu nutzt Müller ebenfalls und offensichtlich in Ermangelung anderer Vorbilder die gleiche Perspektive wie sein Vorbild und zeichnet Berlin und Cölln von einem weiter erhöhten Standpunkt leicht westlich der Hundebücke, rückt aber, der vermeintlich größeren Detailtreue wegen, näher an die Stadt heran. Der Beginn der „Linden“ ist nur noch angedeutet. Wieder steht das Schloss im Vordergrund. Bezeichnend ist aber, dass neben den Kirchen und den Rathäusern auch die alte Befestigung mit ihren Stadttoren sowie Brücken näher bezeichnet werden. Die übrige Bebauung ist zwar detaillierter dargestellt, wird aber – ebenso wie bei Caspar Merian – dem Reich der Phantasie angehören. Interessanter ist der Vergleich von Müllers Ansicht mit dem Memhard-Plan. Der erhöhte Standpunkt versetzte Müller in die Lage, wesentlich mehr Elemente vom Memhard mit aufzunehmen. Bis in kleine Details hinein kann anhand des Schlossbaues, der Schlossanlage, der Befestigung, der Kirchen und der Rathäuser nachgewiesen werden, dass sich Müller Memhard als Vorbild genommen hatte. Insofern kann Müllers Stadtansicht insgesamt als Symbiose der Vorlagen vom Johan Gregor Memhard und Caspar Merian bezeichnet werden.

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die historische Forschung wieder auf den Memhard-Plan zurückgreifen müssen. In seiner historischen und topografischen Darstellung Berlins legte Ernst Fidicin neben einer ausführlichen Beschreibung zur Illustration seiner Ausführungen auch eine Karte im Maßstab von ca. 1:8000 bei, um die Stadtentwicklung zwischen 1640 und 1842 darstellen zu können (Abb. S. 180).<sup>14</sup> Die Grundlage musste natürlich der Memhard-Plan bilden. Die Ausdehnung der Stadt „um 1640“ wurde in schwarzer Farbe eingezeichnet, Gewässer waren in Blau gehalten. Darüber legte Fidicin in roter Farbe ein Raster, das die Baukörper und Straßenzüge von 1842 darstellte. Durch die Einzeichnungen

mit den damals zur Verfügung stehenden Vermessungsmethoden konnte nachgewiesen werden, wie exakt Memhard gearbeitet hatte.

Mit Fidicins Vorarbeiten wurde dem sachkundigen Betrachter die Möglichkeit eröffnet, eigene Fragestellungen zur stetig wachsenden Stadt zu beantworten. Berlin ist seit dieser Zeit erheblichen Veränderungen unterworfen worden und die Zahl der zur Verfügung stehenden Quellen, mit denen diese Veränderungen nachvollzogen oder mit denen vergleichende Betrachtungen angestellt werden können, ist stetig gewachsen. Nach wie vor ist Fidicins Ansatz, topografische und historische Gesichtspunkte miteinander in Beziehung zu setzen und sich kritisch mit den Quellen auseinanderzusetzen, hoch modern und kann den historisch Interessierten auch heute noch zu eigenen Erkundungen im Landesarchiv Berlin anregen.

## Anmerkungen:

- 1 Vgl. Auf dem Weg zum Humboldt-Forum. Ein Projekt des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik, Humboldt-Universität zu Berlin, und der Bundeszentrale für politische Bildung, in: <http://www.humboldt-forum.de> [Stand: 3. Februar 2009].
- 2 Vgl. Uwe Schaper: Das Klosterviertel – Recherchemöglichkeiten im Landesarchiv Berlin, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, gegründet 1865, 104. Jahrgang, Heft 2, April 2008, S. 60-63.
- 3 Paul Clauswitz (Bearb.): Die Pläne von Berlin und die Entwicklung des Weichbildes. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Majestät des Kaisers Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Victoria. Hrsg. vom Verein für die Geschichte Berlins. Berlin 1906.
- 4 Vgl. Günther Schulz: Stadtpläne von Berlin 1652 bis 1920 (= Jürgen Wetzel (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit der Stiftung Preußische Seehandlung: Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Band 3), Berlin 1998; Günther Schulz und Andreas Matschenz: Stadtpläne von Berlin 1652 bis 1920. Tafelband (= Jürgen Wetzel (Hrsg.), ebd., Bd. 4), Berlin 2002; Andreas Matschenz: Stadtpläne von Berlin. Geschichte vermessen (= Uwe Schaper (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit der Stiftung Preußische Seehandlung: Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, Band 10), Berlin 2006.
- 5 Andreas Matschenz: II. Karten und Plane, in: Friedrich Beck und Eckart Henning (Hrsg.): Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. 3. überarb. erw. Aufl., Köln u. a. 2003. S. 128 f.
- 6 Ebd. Für die weitere Beschäftigung mit Fragen der Kartografie wird empfohlen: Ingrid Kretschmer u. a. (Bearb.): Lexikon zur Geschichte der Kartographie. Von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, 2 Bde, Wien 1986.
- 7 Ausführlich: Günther Schulz (wie Anm. 4), S. 15 ff.
- 8 Auch die moderne Archäologie wendet derartige Verfahren an. Da für Berlin/Cölln frühe schriftliche Nachweise fehlen, muss man für die Erforschung der mittelalterlichen Doppelstadt nicht nur die Archive aufsuchen, sondern zum Spaten greifen. Die Bodendenkmalpflege hat in der letzten Zeit geradezu sensationelle Ergebnisse zu Tage gefördert, die schriftlich niedergelegt und selbstverständlich auch kartografisch festgehalten werden.
- 9 Ausführlich: Herbert Ewe: Bilder, in: Die archivalischen Quellen (wie Anm. 5), S. 140-148.
- 10 Nähere Informationen erhält man auch im Internet unter [www.landesarchiv-berlin.de](http://www.landesarchiv-berlin.de) Bestände Ansichtensammlung und/oder Kartenabteilung. Ich danke Andreas Matschenz, Landesarchiv Berlin für die Unterstützung bei der Auswahl der Karten und Ansichten.
- 11 Martin Zeiller, Topographia Electoratus Brandenburgici, et Ducatus Pomeraniae, etc: Das ist Beschreibung der vornehmsten und bekantisten Städte und Plätze in dem hochlöblichsten Churfürstenthum und March Brandenburg und dem Hertzogthum Pommeren zu sampt einem doppelten Anhang vom Lande Preußen unnd Pomerellen, von Lifflande und selbige beruffenisten Orten, Frankfurt am Main 1652. Der Memhard-Plan und die Ansicht befinden sich im Anschluss an Seite 26 des Bandes.
- 12 In diesem Zusammenhang sei auf die älteste bekannte – erst vor wenigen Jahren entdeckte – Stadtansicht Berlins von 1537 hingewiesen: Im Rahmen einer Bilderfolge ließ Pfalzgraf Ottheinrich seine Reise von Neuburg an der Donau nach Krakau und Berlin 1536/37 dokumentieren. Vgl. Angelika Marsch: Die Ansicht von Berlin aus dem Jahre 1537. Entdeckung – Historische Einordnung – Interpretation, in: Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 2004, S. 7-25.
- 13 Landesarchiv Berlin, Bestand F Rep. 250-01 (Allgemeine Ansichtensammlung), Nr. Ü 115.
- 14 Ernst Fidicin: Berlin, historisch und topografisch dargestellt. Zweite, unveränderte Auflage Berlin. 1852.

# Neuer Marstall – Seine Rolle im Berliner Stadtbild

Von Susanne Kaehler

Der Schlossplatz, dessen Mitte vor dem II. Weltkrieg Reinhold Begas' Neptunbrunnen als Herrscherallegorie auf Kaiser Wilhelm II. zierte, wurde von zwei Prunkfassaden gesäumt. An seiner Nordseite befand sich die heute zerstörte barocke Schlossfassade Schlüters, an seiner Südseite die heute noch erhaltene Eingangsfront des Neuen Marstalls. Diese Fassade, damals von einem Dreiecksgiebel bekrönt, war in unmittelbarem Bezug zur Schlossfassade entworfen worden. Der Neue Marstall, errichtet zwischen 1897 und 1901, erinnert, wenn auch um Großteile seines Schmuckes beraubt, vor Ort weiterhin an die Proportionen wilhelminischer Architektur. Der nach Plänen des Architekten Ernst Eberhard von Ihne (1848-1917) errichtete Bau wurde 100 Jahre nach seiner Entstehung zur Heimstätte für den *Verein für die Geschichte Berlins*, seit Dezember 1997 beherbergt er die Vereinsbibliothek. Grund genug, heute in der Phase eines erneuten Umbaus, seine Rolle im Ensemble der ehemaligen Stadt Cölln und um das Schloss zu beleuchten.

Der Bau des Neuen Marstalls wirkt – von der Spree und von seiner Eingangsfront aus betrachtet – wie ein Vierflügelbau, d. h. wie ein geschlossener Baukörper. Was von Ihne allerdings in Wirklichkeit im Auftrag des Kaisers entwarf, war ein Gebäudewinkel, eine repräsentative Fassade an Spree- und Schlossseite, die sich wie eine Klammer um die Gebäudeteile des Alten Marstalls schließt. Dieser geht wiederum auf die Pläne des holländischen Baumeisters Matthias Smid zurück, ersetzte einen 1665 abgebrannten Bau und entstand zwischen 1666 und 1669. Der Alte Marstall umschloss zwei Binnenhöfe mit Stallungen Reitbahnen und Rüstkammer. Der Neue Marstall, dessen Bau 1894 beschlossen wurde, sollte nun – abgesehen von einem Äußeren, das den Repräsentationsansprüchen des Kaisers gerecht werden konnte – Platz für 300 Pferde sowie für Kutschen und Schlitten des kaiserlichen Hofes bieten. Über heute nicht mehr erhaltene Rampen in den Innenhöfen konnten die Pferde ihre Plätze beziehen. Es handelte sich um eine „eine Art Hochgarage der ausgehenden Pferdezeit“.<sup>1</sup> Mit der Mehrgeschossigkeit des Marstalls erreichte von Ihne großzügige Platzverhältnisse. Über den sich in zwei Stockwerken befindlichen Pferdeställen gab es in beiden Flügeln Platz für repräsentative Ausstellungen und für die Lagerung von Kutschen und Schlitten. Einige hundert Meter entfernt, Unter den Linden, wurde im Gegenzug das alte Marstall- und Akademiegebäude zu Gunsten des Bibliotheksneubaus von Ernst von Ihne abgerissen.

Der Marstallfassade am Schlossplatz musste eine Zeile mit Wohnhäusern weichen, 1896 riss man sie ab. Der Neubau, der an ihrer Stelle entstand, hat an der Schlossseite eine Länge von 83 Metern, mit dem heute fehlenden Dreiecksgiebel hatte er hier eine Höhe von 28,4 Metern. Die Fassade an der Spreeseite ist 176 Meter lang und maximal 31 Meter hoch. Als Baumaterial verwendete von Ihne Rackwitzer Sandstein. Der Aufbau der Fassade suggeriert Stärke und Monumentalität: Die beiden unteren Geschosse, ein Voll- und ein Halbgeschoss, bilden gemeinsam einen rustizierten Sockel. Darüber befinden sich zwei weitere Geschosse, die wiederum in einer Kolossalordnung zusammengefasst werden. An den Risaliten wird die Ordnung durch Doppelsäulen gebildet, an den Rücklagen durch Doppelpilaster. Über dem Kranzgesims befindet sich eine Balusterattika. Diese Architektur wurde auch schon von Zeitgenossen unterschiedlich gedeutet. Ob bei dem Entwurf von Ihnes die enge Anlehnung an den strengen preußischen Barock, insbesondere an einen nicht ausgeführten Entwurf für diesen Bau von Jean de Bodt im Vordergrund stand, ob die Nähe zum Schlüterschen Barock die größere Rolle spielte, ob französische oder italienische



Schlossplatz, links Lange Brücke, rechts Alter Marstall, Breite Str., vor 1891, die bürgerlichen Wohnhäuser wurden für den Bau des Neuen Marstalls 1897 abgerissen (Foto: F. Albert Schwartz, LAB)

Bauten Pate standen – der Bau wurde jedenfalls viel beachtet, das Modell zeigte man 1898 auf der Großen Berliner Kunstausstellung und der Entwurf wurde vom Kaiser geschätzt.<sup>2</sup>

Einen ganz wesentlichen Anteil an der Fassade und am Erscheinungsbild des Gebäudes hatte die neubarocke Bauplastik, geschaffen vom Bildhauer Otto Lessing (1846-1912).<sup>3</sup> Lessing war spätestens seit seiner maßgeblichen Beteiligung an der Ausstattung des Reichstags zum führenden Bauplastiker wilhelminischer Bauten geworden. Erst als Stadtbaurat Ludwig Hoffmann sowie der Architekt Alfred Messel seit 1905 süddeutschen Bauplastikern mit ihren schlichteren und moderneren Formschöpfungen den Vorzug gaben, endete Lessings Vorherrschaft in diesem Bereich. Bauplastischer Schmuck gibt vielfach die Möglichkeit zur grundsätzlichen Deutung eines Gebäudes. Der ursprüngliche Bildschmuck Otto Lessings ist heute nur zu einem geringen Teil und auch nur noch an der Spreeseite erhalten. Ursprünglich gab es hier von Lessings Hand zahlreiche Attikafiguren, Schlusssteinmasken, vier Giebelreliefs und zwei monumentale als Wandbrunnen für die Rundbogennischen an der Nordfassade des Marstalls gestaltete Hochreliefs. An der Spreeseite wird heute noch der Dreiecksgiebel durch das Okeanusrelief ausgefüllt, welches den inhaltlichen Zusammenhang zwischen dem Wasser der Spree sowie Pferden und Kutschen des Marstalls herstellt. Zu sehen ist der Meeresgott, seinen Muschelwagen besteigend, der von acht Pferdewesen durch die Wellen gezogen wird.<sup>4</sup> Die beiden vollplastischen Gruppen der Rosslenker rechts und links dieses Giebels sind nicht – wie im mythologischen Kontext zu erwarten gewesen wäre – Darstellungen der Dioskuren Castor und Pollux, sondern zwei Stallknechte, die direkt auf die Funktion des Marstalls verweisen. Sie wurden bei der Restaurierung der spreeseitigen Fassade 1964/65 zusammengefügt, Pferdeköpfe und Teile aus anderen Kontexten des Gebäudes wurden angesetzt. Von weitem kaum zu erkennen ist ihr Beiwerk, bestehend aus Kanonenrohren, Kanonenkugeln, Rüstungen, Waffen und Beutestücken.<sup>5</sup>

An der Fassade zum Schloss gab es neben Attikafiguren und dem Giebelrelief, welches das mit Fahnen und Trophäen umgebene preußische Wappen enthielt, die beiden als



Schlossplatz, links Schloss, in der Mitte Neuer Marstall, 1903

(Foto: Waldemar Titzenthaler, LAB)

Brunnen ausgearbeiteten Hochreliefs mit den mythologischen Themen „Perseus befreit Andromeda“ und „Der von den Okeaniden beweinte Prometheus“. Bei diesen beiden Wandbrunnen hatte Lessing sowohl die Ensemblewirkung mit Begas' Neptunbrunnen bedacht, als auch Pferdedarstellungen mit einbezogen, die auf den Marstall verweisen.<sup>6</sup>

Nach dem I. Weltkrieg war der Marstall seiner eigentlichen Funktion beraubt. Es erfolgte 1920 und 1921 der Umbau des Komplexes für städtische Zwecke unter der Leitung des noch bis 1924 als Stadtbaurat tätigen Ludwig Hoffmann.<sup>7</sup> Zu dieser Zeit wurde die Stadtbibliothek im Marstall untergebracht, die 1995 mit der Amerika-Gedenkbibliothek zur Zentral- und Landesbibliothek Berlin zusammengelegt wurde, und bis heute hier geblieben ist.

Im zweiten Weltkrieg ist der Marstall schwer beschädigt worden. Die Brunnenreliefs räumte man bereits 1953 ab,<sup>8</sup> an der schlossseitigen Fassade wurde bei der Wiederherstellung bewusst auf jegliche Bauplastik verzichtet. Den Dreiecksgiebel ließ man, wie erwähnt, gänzlich weg, so dass Proportionen und Ausdruck des Gebäudes verfälscht, bzw. den neuen Gegebenheiten des Umfelds angepasst worden sind. Das Gebäude erhielt jetzt neben der Rolle als architektonisches Zeugnis seiner Epoche eine neue Bedeutung als Denkmal revolutionärer Geschichte im Hinblick auf die Besetzung des Marstalls durch die Volksmarinedivision 1918.<sup>9</sup>

Bis 1968 stellte man die Spreefront in der heutigen Form wieder her. Teile des Spreeflügels wurden 1976 dem Palast der Republik als Verwaltungstrakt zugeordnet. Die Akademie der Künste bespielte in diesem Trakt Ausstellungsräume. Gerade aber unter dem Aspekt, dass der Architekt von Ihne sein architektonisches Konzept in Zusammenarbeit mit dem Bauplastiker Lessing entwickelt hatte, stellt sich heute die Frage nach der Notwendigkeit der andeutungsweisen Rekonstruktion dieser Elemente. Wie ein späteres Zusammenspiel dieser Fassade mit dem geplanten Neubau der Schlossfassade auszusehen hat, sollte unbedingt durchdacht werden.

Die Flächen, in denen sich die Wandbrunnen Otto Lessings befunden haben, waren von 1953 bis 1988 leer, wurden dann aber mit Bronzereliefs aus den Jahren 1984 bis 1986

nach Entwürfen des Bildhauers Gerhard Rommel (geb. 1934) in den Maßen 3,5 x 7 Metern bestückt. Noch heute füllen die Reliefs diese Nischen aus. Genauso wie sie inhaltlich einen Bruch zur übrigen Fassadengestaltung darstellen, so wirkt auch das Material, das ansonsten an dem Gebäude keine Entsprechung findet, als Fremdkörper. Erinnerung wird in den szenischen Darstellungen an die Besetzung des Marstalls durch die Volksmarinedivision 1918 und an die Erstürmung des Gebäudes durch die konterrevolutionären Heeresoldaten am 23. Dezember 1918, bei der elf Matrosen getötet wurden. Die am 11. November 1918 gegründete Volksmarinedivision hatte im Marstall bis zur Auflösung im März 1919 ihren Sitz. Auf dem linken Relief ist ein Aufmarsch der kämpferischen Massen zu sehen, darüber der Kopf von Karl Marx als Richtungsweiser. Auf dem rechten Relief ist oben als kleine Ganzfigur Karl Liebknecht als Ausrufer der Republik zu erkennen, der von den zufriedenen Menschen bejubelt wird. Die Inschriften der Tafeln lauten: „Es lebe die soziale Revolution. Es lebe der Frieden der Völker“ und „Am 9. November 1918 ruft Karl Liebknecht die Freie Sozialistische Republik aus“. Künstlerisch gehören diese Reliefs nicht zu den ausgewogensten Arbeiten des im Berliner öffentlichen Raum vielfach vertretenen Bildhauers Rommel, sie haben bei der Steifheit der Darstellung heute lediglich den Charakter historischer Dokumente. Die Anbringung der Reliefs erfolgte 1988 in einer städtebaulichen Situation, als sich das Gebäude gegenüber dem Palast der Republik befand; auch hier nahm das Gebäude wieder Bezug auf ein Gegenüber, das heute nicht mehr erhalten ist.

Eine erste Restaurierung des Marstalls erfolgte in der Zeit nach der Wende 1991 durch die Denkmalschutz GmbH. Auch bei den heutigen Sanierungsmaßnahmen am Marstall werden die Reliefs von Rommel belassen, Dreiecksgiebel und Balustrade werden nicht wieder aufgesetzt. Die jetzige Sanierung erfolgt bei der Ausstattung der Innenräume unter der Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse der Musikschule.<sup>10</sup> Die Rolle, die das Gebäude in städtebaulicher Hinsicht zukünftig nach Neugestaltung des ehemaligen Schlossplatzes zu spielen hat, ist beim Umgang mit der Fassade nicht außer Acht zu lassen.<sup>11</sup>

## Anmerkungen:

- 1 Dieter und Helga Glatzer: Berliner Leben 1900-1914, Bd. 2, Berlin 1986, S. 512, zit. bei Oliver Sander: Ernst von Ihne (1848-1917) und seine Bauten, in: Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 1998, Bd. 35, S. 95-136, 105.
- 2 Oliver Sander: Die Rekonstruktion des Architekten-Nachlasses Ernst von Ihne (1848-1917), Diss. HU Berlin, Berlin 2000, S. 79f.
- 3 Ausführlich zum Marstall und zu seiner bauplastischen Ausstattung: Jörg Kuhn: Otto Lessing (1846-1912). Bildhauer, Maler, Kunstgewerbler, Unter besonderer Berücksichtigung seiner Tätigkeit als Bauplastiker, Phil. Diss. FU Berlin 1994.
- 4 Vgl. ebd., Kap. II.3.3.3.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd., Kat. Nr. 227 (Abb. 56-60 und 63-67), Ausführung in Rackwitzer Sandstein, an der Ausführung der Prometheusgruppe war auch Lessings Schüler Emil Cauer beteiligt.
- 7 Döthe Döhl: Umbau und Einrichtung des Marstallgebäudes für städtische Zwecke 1920-1921, in: www.historismus.net (Stand 23.2.2009).
- 8 Kuhn 1994, Kap. II.3.3.3.
- 9 Uwe Kieling: Berlin Baumeister und Bauten, Berlin Leipzig 1987, S. 128.
- 10 <http://www.hfm-berlin.de> (Stand 23.2.2009).
- 11 Siehe auch: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz (Hg.), Hauptstadtplanung und Denkmalpflege, Beiträge zur Denkmalpflege in Berlin Bd. III, Berlin 1995.

# Das Dominikanerkloster

Von Jürgen Wetzel

„Versteckt hinter einem riesigen Sandberg, direkt vor dem Staatsratsgebäude am Schlossplatz, ist ein Teil der Berliner Geschichte zu besichtigen: In zwei Metern Tiefe ragen die Fundamente der ehemaligen Dominikanerkirche aus dem Sand“, so war es vor einigen Monaten im Berliner *Tagespiegel* (3. Juli 2008) über die Grabungen auf dem Schlossplatz zu lesen. Zum ersten Mal seit Jahrhunderten haben Archäologen Reste einer Kirche ans Tageslicht befördert, die in der Berliner Geschichte eine bedeutende, längst aber vergessene Rolle spielte.

Im Abstand von rund drei Jahrzehnten waren Mönche des Dominikanerordens den Franziskanern in die Stadt gefolgt und gründeten Ende des 13. Jahrhunderts am Nordrand der Inselstadt Cölln das Kloster St. Pauli. Bis heute erinnert die Brüderstraße an ihre dortige Niederlassung. Die „Schwarzen Brüder“, wie die Prediger-Mönche wegen ihres schwarzen Mantels, den sie über ihrem weißen Kleid trugen, genannt wurden, errichteten Anfang des 14. Jh. eine dreischiffige gotische Backsteinhalle. Die Kirche war nicht genau geostet, sondern in Nordost-Südwest-Richtung verschoben. Sie lag an der Brüderstraße und die Achse genau in der Verlängerung der einstigen Langen Brücke. Dorthin wies die Apsis des Gotteshauses, das etwa mit der Breiten Straße abschloss. Die langgestreckte Hallenkirche besaß sieben Joche und einen einschiffigen kurzen Chor. Die Kreuzgewölbe mit Birnstabrippen ruhten auf acht Eckpfeilern und auf Runddiensten an den Wänden. Die Kirche war von Strebpfeilern umschlossen. Ein Lettner trennte den erhöhten Chor vom Gemeinderaum. Im Angesicht des Hochaltars saßen die Mönche und später die Domherren. Der gesamte Bau besaß einheitliche Spitzbogenfenster mit profilierten Gewänden und einfachem Maßwerk aus drei gestaffelten Lanzetten. Die Portale befanden sich in der Mitte der West-, Nord- und Südseite. Gemäß den Dominikanerregeln war die Kirche ursprünglich turmlos.

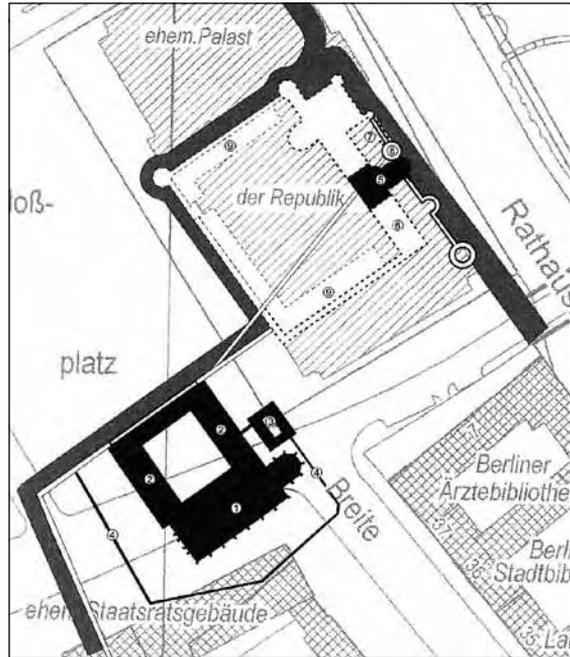
In unmittelbarer Nachbarschaft ließ Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn (1413-1471) ab 1443 ein Schloss errichten, das die Berliner als Zwingburg empfanden. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte entwickelte sich jedoch eine enge Beziehung zwischen den Dominikanern und dem kurfürstlichen Hof. In der Kirche erhielten 1519 die Söhne Joachims II. (1505-1571) und Markgraf Johanns von Küstrin (1513-1571) den apostolischen Segen und 1525 wurde dort der spätere Kurfürst Johann Georg (1525-1598) getauft. Die herausragende Bedeutung der Kirche für das Herrscherhaus zeigte sich vor allem 1529, als der Kurfürst aus dem Türkenkrieg heimkehrte und dort eine Dank- und Siegesfeier für das aus der Osmanengefahr gerettete Wien abhalten ließ.



Dominikanerkirche nach dem Umbau zum kurfürstlichen Dom, 1735, Kupferstich von I. F. Walther (LAB)

Situationsplan der Dominikanerkirche mit dem Kloster (Rekonstruktion), aus: Brandenburgisches Klosterbuch, Bd. 1, S. 170, Berlin 2007.

Abb.: Klosterkirche und Konvent (1,2), Glockenturm (3), Klostermauer (4), St. Erasmuskapelle (5), alte Uferlinie der Spree bzw. Befestigungsgraben (breite graue Linie)



Die unmittelbare Nähe zum Schloss weckte fürstliche Begehrlichkeiten. Zu Pfingsten 1536 hob der Kurfürst das Dominikanerkloster auf, siedelte das neu berufene Domkapitel von der St. Erasmus-Kapelle des Schlosses in die Dominikanerkirche über und weihte sie als Domkirche der Hl. Maria Magdalena und dem Hl. Erasmus. Vier Dominikanermönche wurden darauf Weltgeistliche, die übrigen verließen die Stadt und zogen zu ihren Ordensbrüdern nach Brandenburg a.d.H. Der Kurfürst ließ nun die Kirche im Innern und im Äußeren zu einem repräsentativen Bau umgestalten. Es wurde ein reiches jochübergreifendes Sternengewölbe mit Bogenrippen und Emporen eingebaut sowie die Kirche mit Paramenten und Reliquien prächtig ausgestattet, die der Kurfürst häufig dem Volk zur Schau stellen ließ. In der Mitte des Lettners stand der Altar des Heiligen Kreuzes. Ein Partikel vom Kreuz Christi war nun das „Hauptheiligtum“ des Gotteshauses, das fortan Kirche zum Heiligen Kreuz genannt wurde. In den Seitenschiffen ließ der Kurfürst Kapellen mit Altären zahlreicher Heiliger einrichten und unter dem Kirchboden feste Gewölbe anlegen, in die seine unmittelbaren Vorfahren, die Kurfürsten Johann Cicero (1455-1499) und Joachim Nestor (1484-1535) überführt wurden. Im Äußeren erhielt die Westfront der Kirche turmartige Aufsätze mit hohen spitzen Kupferhelmen, die bei der letzten Instandsetzung 1718 in barocken Formen erneuert wurden. Das Dach bekam einen hohen Dachreiter, und über dem Chor wurde ein niedriger Uhrturm aufgesetzt. In ganz Deutschland soll es – nach dem märkischen Chronisten Leutinger – keine Kirche gegeben haben, die erhabener gewesen sei als der Berliner Dom.

Eine Besonderheit des Doms war das Geläut, das in einem freistehenden Turm nördlich des Chores auf den Fundamenten eines vermutlich mittelalterlichen Festungsturms hing. Die zwölf Glocken stammten aus verschiedenen Kirchen der Mark. Wenn alle Glocken läuten sollten, waren zur Bedienung mehr 30 Personen erforderlich. Der Turm wurde 1716 abgebrochen und die Glocken 1730 für das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche verwandt.

Am 2. November 1539 wurde im Dom die erste evangelische Messe mit dem Abendmahl in „beiderlei Gestalt“ gefeiert. Auch nach der Reformation behielt der Kurfürst die prunkvollen Gottesdienste bei. Anfang des 16. Jahrhunderts jedoch ließ Kurfürst Joachim Friederich (1546-1608) das Domkapitel auflösen, den Dom erneuern und erweitern, zur obersten Pfarrkirche Cöllns erklären und den Kultus gemäß der Lehre Luthers durch maßvolle Reformen vereinfachen. Nach dem 1613 mit großem Argwohn in der eigenen Familie und der Berliner Bevölkerung begleiteten Übertritt seines Nachfolgers, Kurfürst Johann Sigismund (1572-1619), zur Lehre Calvins wurde der Dom reformierte Hof- und Pfarrkirche und die prachtvolle Ausstattung unter Protesten der Berliner entfernt. Das hielt freilich seinen Urenkel, König Friedrich I. (1657-1713), nicht ab, in der Kirche mit höfischem Prunk Feste zu Ordensverleihungen zu veranstalten.

Als der Dom mehr und mehr verfiel und der Pracht von Schlüters Schlossbau nicht mehr angemessen erschien, wurde er 1747 abgebrochen. Die unter dem Chor beigetzten Hohenzollernfürsten wurden in die Gruft des neuen Doms überführt. Die Särge der Kurfürsten Johann Cicero, Joachim Nestor und Joachim Hektor wurden jedoch nicht lokalisiert und befinden sich vermutlich auch heute noch unter dem Schlossplatz verborgen.

## Literatur:

*Alte Berliner Kirchen*, hrsg. vom Berliner Synodalverband, dem Provinzialausschuss für die Kirchenprovinz Mark Brandenburg, dem Evangelischen Konsistorium der Mark Brandenburg, dem Verband Evangelischer Kirchengemeinden in der Hauptstadt Berlin, Berlin 1937, S. 40-44; *Badstübner, Ernst, Badstübner-Gröger, Sibylle: Kirchen in Berlin*, Berlin 1987, S. 27; *Boeck, Jürgen: Alt-Berliner Kirchen. Von St. Nicolai bis „Jerusalem“*. Berliner Reminiszenzen Nr. 43, Berlin 1975, S. 71-82; *Hach, Arno: Alt-Berlin im Spiegel seiner Kirchen*. Neuauflage der Ausgabe von 1933, S. 17-23; *De Nève, Michael, Cante, Marcus, Wittkopp, Blandine: Dominikaner*, in *Handbuch der Klöster, Stifte und Kommenden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*, Bd. I, Berlin 2007, S. 160-169; *Vahldiek, Hansjürgen: Der Ursprung des Berliner Doms*, in: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins*, H. 1 (2009), S. 169-171.

## Anschriften der Verfasser:

Dieter Beuermann, Cem Sengül: Freundeskreis Nicolaihaus Berlin, Binger Straße 29, 14197 Berlin

Manfred Funke, Breite Str. 50, 13187 Berlin

Dr. Susanne Kähler, Flotowstr. 2, 12203 Berlin

Dr. Wolther von Kieseritzky, Regattastr. 100, 12527 Berlin

Dr. Wolfgang Krogel, Evangelisches Landeskirchliches Archiv, Bethaniendamm 29, 10997 Berlin

Martin Mende: Hölderlinstr. 13, 14050 Berlin

Prof. Dr. Uwe Schaper, Landesarchiv Berlin, Eichborndamm 115-121, 13403 Berlin

Dr. Manfred Uhltz, Brixplatz 4, 14052 Berlin

Dr. Jürgen Wetzels, Reichensteiner Weg 9, 14195 Berlin

## Weitere Vereinsveröffentlichungen zu Alt-Cölln:

*Berlinische Chronik von 1225 bis 1571*, hrsg. von Ernst Fidicin, Berlin 1868-1882

*Urkunden-Buch zur Berlinischen Chronik für die Jahre 1232 bis 1550*, hrsg. vom Verein für die Geschichte Berlins, Berlin 1869-1880

- Vermischte Schriften im Anschluss an die Berlinische Chronik und an das Urkunden-Buch, Bd. I und II, hrsg. vom Verein für die Geschichte Berlins, Berlin 1888
- Bollert, Artur: Das Freihaus Breite Str. 3, in: Zeitschrift des Vereins 1 (1934), S. 12-15
- Fidicin, Ernst (Hrsg.): Die Chronik der Cölnner Stadtschreiber von 1542-1605, Schriften des Vereins 1, Berlin 1865
- Gotzkowsky, Johann Ernst: Geschichte eines patriotischen Kaufmanns, Schriften des Vereins 7, Berlin 1873
- Hintze, Otto: Ein Berliner Kaufmann aus der Zeit Friedrich des Großen (Johann Ernst Gotzkowsky), Schriften des Vereins 30, Berlin 1893
- Holtze, Friedrich: Geschichte der Befestigung von Berlin, Schriften des Vereins 10, Berlin 1874
- Ladendorf, Heinz: Das Ermelerhaus, in: Zeitschrift des Vereins 3 (1937), S. 76-82
- Matzdorff, Harry: Die alte Stechbahn und ihre Bewohner (Aus Familienpapieren), in: Zeitschrift des Vereins 4 (1936), S. 117-122
- Mönch, Otto: Über einige alte Häuser in der Fischerstraße, in: Mitteilungen 8 (1908), S. 212-213
- Mönch, Otto: Der Mühlengraben, in: Mitteilungen 6 (1911), S. 66-67
- Rauch, Fedor von: Der Königlich Preussische Obermarstall, in: Mitteilungen 2 (1908), S. 34-42, 3 (1908), S. 5864
- Rohrlach, Peter: Das erste Geschichtswerk Berlins – Jacob Schmidt und seine Berlinisch-Cöllnischen Merk- und Denkwürdigkeiten, in: Jahrbuch des Vereins 1992, S. 23-38
- Schierer, Heinz: Die Befestigung Berlins zur Zeit des Großen Kurfürsten, Schriften des Vereins 57, Berlin 1939
- Schultze, Johannes: Der Ausbau Berlins zur Festung, in: Jahrbuch des Vereins 1951, S. 140-162
- Schulze, Berthold: Der Pass von Berlin-Kölln, in: Zeitschrift des Vereins 3 (1937), S. 54-58
- Siefert, Emil von: Das älteste Berliner Bank- und Handlungshaus „Splittgerber und Daum“, jetzt „Gebrüder Schickler“ (Gertraudenstraße 16/17), in: Mitteilungen 12 (1908), S. 314-323
- Siefert, Emil von: Burglehen und Freihäuser, in: Mitteilungen 11 (1912), S. 132-137, 12 (1912), S. 147-157 (Auflistung sämtlicher Burg- und Freihäuser in Cölln)
- Stradonitz, Stephan Kekule von: Haus Ermeler, in: Mitteilungen 1 (1908), S. 16-21
- Uhlitz, Otto: Zur Geschichte des Neptunbrunnens in Berlin, in: Jahrbuch des Vereins 1981, S. 29-53
- Vahldiek, Hansjürgen: Von der Stadtentwicklung an der Spreeinsel, in: Mitteilungen 12 (2002), S. 316-322; ders.: Der Schutt vom Brand der Petri-Kirche (1730), in: Mitteilungen 4 (2005), S. 281; ders.: Neue Überlegungen zum Ursprung von Berlin – Cölln, in: Mitteilungen 3 (2007), S. 502-506; ders.: Die „Hundebrücke“ im Stadtplan von Gregor Memhardt 1652, in: Mitteilungen 4 (2008), S. 136-137; ders.: Der Ursprung des Berliner Doms, in: Mitteilungen 1 (2009), S. 169-171
- Für die Zusammenstellung sei Martin Mende gedankt.

## Rezensionen

**Iris Grötschel: Das mathematische Berlin.** Historische Spuren und aktuelle Szene, Berlin Story Verlag, Berlin 2008, 254 S., 19,80 Euro.

Dieses Buch begeistert, weil es einen mehrfachen Nutzen zu erfüllen vermag: Es informiert zum einen über die Mathematik in Berlin, von Gottfried Wilhelm Leibniz und der Sozietät der Wissenschaften um 1700 bis zu den heutigen Koryphäen der hier angesiedelten mathematischen Welt. Zum zweiten gibt dieses Buch einen erstaunlich vielfältigen Eindruck von der alltäglichen Gegenwart dieser Wissenschaft. Die Orte der mathematischen Erinnerung in der Stadt sind reichhaltig: angefangen

bei der stadttypischen Anomalie der Hausnummerierung über die Mengenlehre-Uhr bis zum in Stein gehauenen Satz des Pythagoras in der Steinernen Chronik des Rathauses. Weder fehlen Hinweise auf Mathematisches in den Kunstsammlungen oder den Gedenktafeln noch die Beschreibung wichtiger mathematischer Institute und Forschungsstätten bis hin zur Kryptographie im neu-/alten Wissenschaftszentrum Adlershof. Wer das Buch gelesen hat, wird künftig mit geschärftem Blick die Stadt durchwandern.

Zum dritten aber gibt dieses Buch im Hauptteil dank der jeweils wenige Seiten umfassenden Biographien von 38 – mindestens zeitweilig in Berlin lebenden und arbeitenden – Mathematikern (! es sind nur zwei Frauen darunter), von Leibniz, Maupertuis und Euler bis zu Mohr und Wolfgang Döblin eine facettenreiche, dicht und zugleich kurzweilig erzählte Geschichte der Mathematik. Manche Persönlichkeiten sind bekannt und vielfach gewürdigt (wie Crelle und Weierstraß), andere dürften dem fachlichen Laien eher unbekannt sein. Manche dieser lakonisch dargelegten Schicksale sind erschütternd. Der 1915 geborene Wolfgang Döblin etwa, der wie sein Vater Alfred Döblin und dessen Familie 1933 aus Berlin emigrierte, nahm in Paris das Mathematikstudium auf und galt bald als „einer der brilliantesten Stochastiker seiner Zeit“. Nach Kriegsbeginn schrieb er als Soldat seine Forschungen in zahllose kleine Hefte, einen seiner mathematischen Beweise schickte er in versiegeltem Umschlag zur Akademie nach Paris. Das einzige, was blieb: Alle Papiere verbrannte er und nahm sich 1940 das Leben, um nicht in die Gefangenschaft zu geraten. Erst im Jahr 2000 wurde der versiegelte Brief geöffnet – und offenbarte eine mathematische Sensation, die heute auch nach ihm benannt ist.

Die Autorin formuliert stets sachkundig und verständlich; sie ist selbst vom Fach: sowohl Mathematikerin wie Stadtführerin. Nur zwei Wermutstropfen fallen in das ansonsten kostbar gefüllte Glas: Die notwendige Kürze in der Darstellung führt manchmal zu bedauerlichen Verkürzungen in der Sache: Dies ist fast zwangsläufig, wenn sieben Bauwerke („Orte mit Tradition“) auf neun Seiten Platz finden sollen. Ein Beispiel: Es ist zutreffend, dass die Bauakademie im Krieg ausbrannte und die Reste 1962 abgetragen wurden, doch erst nach ihrem zwischenzeitlichen Wiederaufbau – letztlich fiel sie weniger dem Krieg, als den Umgestaltungsplänen für die „Hauptstadt der DDR“ zum Opfer. Das zweite Manko ist nicht der Autorin anzulasten, sondern eher verlagstypisch: Die sorgsam ausgewählten Abbildungen drohen ihren Zweck zu verfehlen, wenn sie selten über ein Miniaturformat hinauskommen.

Wer durch dieses Buch gut unterhalten und informiert schließlich die Praxisprobe machen will, kann das am Ende des Bandes vorgestellte Brückenproblem lösen: Gibt es – wie weiland Leonhard Euler es bei den sieben Königsberger Brücken berechnete – einen Weg über die 15 Brücken der heutigen Spreeinsel, bei dem jede nur einmal (!) überquert wird und man dennoch an den Ausgangspunkt zurückgelangt? Dazu nehme man Grötschels Buch, dieses Mitteilungsheft über Alt-Cölln und entdecke, wie gegenwärtig die Spuren früherer Zeiten sind. Unter den unzähligen Sachbüchern zu Berlin ist dieses sorgfältig recherchierte Kompendium unbedingt empfehlenswert.

*Wolther von Kieseritzky*

**Hans H. Lembke: Die Schwarzen Schafe bei den Gradenwitz und Kuczynski.** Zwei Berliner Familien im 19. und 20. Jahrhundert, trafo Wissenschaftsverlag, Berlin 2008, 433 S., 29,80 Euro.

Hans H. Lembke ist Professor für Betriebswirtschaft an der Fachhochschule Brandenburg in Brandenburg an der Havel. Im Zuge von unternehmenshistorischen Forschungen zu einem Hamburger Bankhaus ergaben sich auch Hinweise auf die Berliner Privatbank Kuczynski. Wilhelm Kuczynski, der Bankier und Mitbegründer der Handelshochschule Berlin, Millionär, war Großvater von Jürgen Kuczynski. Der 1997 im Alter von 92 Jahren verstorbene Wirtschaftshistoriker, Sozialwissenschaftler und Publizist war ein entschiedener Kapitalismuskritiker und seit 1930 Mitglied der KPD. Wegen seiner jüdischen Herkunft musste er 1936 nach England emigrieren und kehrte erst nach dem Kriege nach Deutschland zurück. In der DDR machte er eine wissenschaftliche und politische Karriere, leitete bis 1970 einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität und beriet über Jahrzehnte die DDR-Partei- und Staatsführung. Seine 40-bändige Ausgabe über „Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“ und die 10-bändige „Studie zu einer Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ sowie mehr als 4000 weitere Publikationen sind Zeugen der Produktivität

in einem langen, wechselvollen Leben. Nach seinem Verständnis waren seine beiden Großväter, der schon erwähnte Bankier Wilhelm Kuczynski (1843-1913) und der Bankier und Terrain-Entwickler Adolf Gradenwitz (1841-1920) „schwarze Schafe“ seiner Ahnengalerie. Die weitverzweigten Familien Kuczynski und Gradenwitz wurden 1903 durch die Hochzeit von Berta Gradenwitz und René Kuczynski (Vater von Jürgen K.) verbunden. Beide Familien waren jüdischer Herkunft und legten in ihrem Heiratsverhalten nach ihrem Aufstieg in das Großbürgertum stets Wert auf die Pflege gesellschaftlicher und geschäftlicher Verbindungen; man blieb weitgehend „unter sich“.

Der Autor geht auf die Familienwurzeln in Posen und Breslau ein und schildert ausführlich den Aufschwung der Bankhäuser Kuczynski und Gebr. Gradenwitz im Berlin der Gründerzeit. Mitglieder der Familien waren aber auch als Kaufleute und Wissenschaftler überaus erfolgreich. Da ist an erster Stelle Dr. René Kuczynski (1876-1947), ein international anerkannter Statistiker zu nennen. Er wurde 1925 Gründer und Vorsitzender des „Ausschusses zur Durchführung des Volksentscheides für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten“, des sog. „Kuczynski-Ausschusses“. Leider war der Volksentscheid 1926 ohne Folgen, weil die Beteiligung zu gering war. Dr. Kuczynski emigrierte nach der Machtergreifung Hitlers und wurde später Lehrer für Demographie in London, er gilt als Vater der modernen Bevölkerungsstatistik. Der Rechtshistoriker Otto Gradenwitz (1860-1935) entwickelte eine textkritische Methode zur Erforschung des römischen Rechts und verfasste bedeutende lexikographische Werke.

Adolf Gradenwitz vermehrte sein Vermögen durch Grundstücksgeschäfte im Bereich der Potsdamer Str. 121/122 und in Zehlendorf. Das Areal in Zehlendorf um den heutigen Mexiko-Platz war um 1907 fest in der Hand von Gradenwitz und dem Fürsten Donnersmarck. Hans Gradenwitz war bis 1933 Direktor der Beiersdorf AG (u.a. Nivea), Richard Gradenwitz wurde als Flugpionier und Ingenieur bekannt, Felix Gradenwitz machte sich als Dental-Chemiker einen Namen und Hermann Gradenwitz war bis zur Enteignung ein erfolgreicher Motorenbauer.

Der Autor liefert nach Auswertung der Akten des Berliner Handelsregisters, der Notariatsakten der Stadt, der Akten des Berliner Entschädigungsamtes und der Ausgleichsämtler und durch Recherchen bei den Nachfahren der Familien einen facettenreichen Einblick in den Mikrokosmos von Familien jüdischer Herkunft, deren Angehörige teilweise auch getauft waren, und die sich dagegen verwehrten, als Deutsche nicht anerkannt zu werden. Das Buch beschreibt die Strukturen der Verdrängung von Unternehmern und Geisteswissenschaftlern jüdischer Herkunft in der Zeit ab 1933 und geht sehr detailreich auf die rechtlichen und betriebswirtschaftlichen Komponenten der „Arisierungen“ und Liquidationen ein. Die spezifische Situation der einzelnen Familienmitglieder und ihre Emigrationsgeschichte werden herausgearbeitet. Die Arbeit kann Anspruch auf Repräsentativität erheben und ist gedacht für Leser, die sich für Unternehmensgeschichte, Unternehmerbiographien und Familienforschung interessieren. Familienstammbäume erleichtern den Überblick, mehr als 1000 Anmerkungen nennen Quellen und Hintergrundwissen, ein umfangreiches Personen- und Firmenregister sowie zahlreiche Fotografien und Übersichten vervollständigen die wissenschaftlich anspruchsvolle Arbeit.

*Martin Mende*

**Hermine Prinzessin von Preussen: Der Kaiser und ich. Mein Leben mit Kaiser Wilhelm II. im Exil**, hrsg., übersetzt und kommentiert von Jens-Uwe Brinkmann, MatrixMedia Verlag, Göttingen 2008, 164 S., 3 Stammtafeln, 19,90 Euro

Auf dem diesjährigen Neujahrsempfang unseres Vereins im Abgeordnetenhaus zu Berlin trug die Schauspielerin Desirée Nick auf feinsinnige und sehr akzentuierte Weise aus dem Werk vor. Die Rolle der Prinzessin Hermine von Preussen, geborene Prinzessin Reuss älterer Linie, verwitwete Prinzessin von Schönaich-Carolath, wurde und wird als Persönlichkeit der deutschen Geschichte kontrovers beurteilt. Ihre zweite Ehe mit dem ehemaligen Deutschen Kaiser Wilhelm II. war nicht nur innerhalb des Hauses Preussen, sondern auch unter den kaisertreuen Untertanen sehr umstritten. Die hier erstmals in deutscher Sprache in Auszügen vorliegenden Erinnerungen, erstmals 1928 publiziert, vermitteln dem Leser in dem sehr eigenen, oft blumigen Stil der Autorin die persönliche Sicht auf die Ereignisse, die zur Heirat, kaum zwei Jahre nach dem Tod der Kaiserin Auguste Viktoria, führten.

Verfasst als im Ausland für ihren kaiserlichen Gemahl werbende Lektüre lässt die Autorin den Leser an allem teilhaben, was ihren Alltag bestimmt: Probleme in Haushalts- und Personalfragen werden parallel zur Weltgeschichte dargelegt. So erhält man sowohl Einblick in die Exilhofhaltung in Doorn, als auch in die Bewältigung der vielfältigen Aufgaben dieser sehr engagierten und persönlich ehrgeizigen Frau auf ihren schlesischen Besitzungen in Saabor und ihren Aufenthalten in Berlin.

Dem Verleger Prinz Heinrich von Hannover und dem Herausgeber Jens-Uwe Brinkmann ist es zu verdanken, dass erstmals nach Erscheinen diese höchstpersönlichen, sehr subjektiven Erinnerungen in deutscher Sprache vorliegen. Die Anmerkungen des Herausgebers lassen die kritischen Stimmen über „Kaiserin Hermine“ (wie sie sich selber gern nennen ließ) und deren Eigenheiten anklingen. Trotz ihrer Nähe zum Nationalsozialismus und ihrer Anstrengungen im Hinblick auf die Wiedererlangung des Thrones für Wilhelm II. kommt Prinzessin Hermine von Preussen keine wirkliche Bedeutung für die Deutsche Geschichte zu. Möglicherweise erklärt dies, warum bis heute keine umfassende Biographie dieser stets sehr polarisierenden Persönlichkeit vorliegt.

In diesem Buch ist ein bisher fehlender, literarisch zwar wenig wertvoller, aber in vieler Hinsicht sehr interessanter Mosaikstein im Gesamtbild der Geschichte des letzten Deutschen Kaisers und seiner Umgebung zu sehen. Für den historisch interessierten Leser des 21. Jahrhunderts bleibt es, mit einigem Abstand betrachtet, auf jeden Fall eine sehr unterhaltsame Lektüre.

*Holger Schmahl*

## 50 Jahre Historische Kommission zu Berlin

### Uwe Schaper zum Vorsitzenden gewählt

Auf ihrer Jahresversammlung haben die Mitglieder der Historischen Kommission zu Berlin den Direktor des Landesarchivs Berlin, unser Vorstandsmitglied Prof. Dr. Uwe Schaper, zum neuen Vorsitzenden gewählt. Er löst damit den langjährigen Vorsitzenden und Doyen der Berliner Landesgeschichte, Prof. Dr. Wolfgang Ribbe ab, der die Kommission seit ihrer Umstrukturierung 1996 durch schwerste Stürme sicher gesteuert hat. Dass die Vereinigung, die sich traditionell der wissenschaftlichen Forschung und Förderung der Landesgeschichte, der Historischen Landeskunde Berlin-Brandenburg und Brandenburg-Preußens widmet, diese Zeit – einer Vernachlässigung durch Politik und Öffentlichkeit – erfolgreich überstanden hat, ist wesentlich Ribbe und seinen Mittätigen zu danken.

Die wissenschaftliche Erforschung der Berliner Geschichte fristet an den hiesigen Universitäten nur ein Schattendasein, was in anderen Bundesländern und Hauptstädten undenkbar wäre. Vielleicht lässt es sich daher als kleines Licht der Hoffnung werten, dass das 50jährige Jubiläum der Wiederbegründung der Historischen Kommission nach dem Zweiten Weltkrieg im Festsaal des Berliner Rathauses stattfinden durfte und ihre Arbeit eine Würdigung durch den Staatssekretär für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Prof. Dr. Hans-Gerd Husung fand.

Sinnvoll gewählt war auch das Thema der Jubiläumstagung, „Schloss: Macht und Kultur“ verkürzte das „Schloss“ nicht – wie es in der gegenwärtigen Debatte zumeist der Fall ist – auf die Frage von Fassade und Architektur, sondern hob auf den Hof als ein gesellschaftliches, kulturelles und funktionales Machtzentrum ab. Für eine Diskussion über Begriff und Sinn des auf dem Schlossareal geplanten „Humboldtforums“ eröffnete sich somit eine Reihe historischer Perspektiven – wenn dies denn über den Kreis der Historischen Kommission hinaus wahrgenommen würde. Wissenschaftliche Auseinandersetzung benötigt den Resonanzraum breiter Öffentlichkeit; ohne diese droht – wie in Berlin – die finanzielle und institutionelle Auszehrung der landesgeschichtlichen Forschung.

Der Verein für die Berliner Geschichte gratuliert Uwe Schaper zu dieser weiteren Aufgabe und sichert ihm jede erdenkliche Unterstützung zu. Da der neue Vorsitzende zugleich die Berliner Sektion der Kommission leitet, wird neben der brandenburgischen und preußischen sicher die Berliner Geschichte im Zentrum stehen. Dass bereits eine Veranstaltung zur Geschichte Alt-Cöllns an der Spree und seiner archäologischen Fundsituation geplant ist, weckt große Erwartungen, dass sich die Tradition der klassischen Gelehrtenkorporation zu einem Berliner Forum wissenschaftlich fundierter Forschung und Analyse unserer Stadt- und Landesgeschichte fortentwickelt.

*Wolther von Kieseritzky*

## Vereinsgründung Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte

Im Oktober 2008 wurde der Verein für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte e. V. gegründet. Der Verein tritt an die Stelle der Arbeitsgemeinschaft für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte und ist ein Werk der Kirche. Die Gründungsversammlung wählte Propst i.R. Dr. Karl-Heinrich Lütcke zum Vorsitzenden, Prof. Dr. Dorothea Wendebourg zur stellv. Vorsitzenden. Die Geschäftsstelle ist angesiedelt beim Landeskirchlichen Archiv in Berlin.

Ein „Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte“ wurde einst 1902 unter Vorsitz von Generalsuperintendent Ernst Hermann von Dryander gegründet. Von 1904 bis 1943 gab der Verein das Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte (JBrKG) heraus. Im Paul-Gerhardt-Jahr 2007 erhielt das Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte wieder die alten Maße von 1904, aber in neuem Gewand.

Regelmäßige Veranstaltungsformate sind die Vortragsreihe zur Kirchengeschichte in der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität, eine jährliche Frühjahrstagung und Exkursion. Eine enge Zusammenarbeit besteht mit den regionalen kirchengeschichtlichen Arbeitsgemeinschaften der Prignitz und der Uckermark. Der Mitgliedsbeitrag beträgt jährlich 25 Euro (ermäßigt 12). Geschäftsstelle: Verein für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte e.V., Bethaniendamm 29, 10997 Berlin (Postfach 35 09 54, 10218 Berlin), ELAB@ekbo.de.

## Aus dem Verein:

Prof. Dr. Ernst Benda †

Am 2. März 2009 verstarb unser Mitglied Ernst Benda im Alter von 84 Jahren. Benda war gebürtiger Berliner: Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte er zu den ersten Studenten der damals noch nach ihrem Gründer, Friedrich-Wilhelm III., genannten alten Berliner Universität. 1948 wurde Benda als Mitglied des Studentenrats Opfer der neuen sozialistischen Machthaber an der Alma Mater und ging, weil er sich dem ideologischen Zwang nicht beugen wollte, zur neu gegründeten Freien Universität zum Studium der Rechte.

Die politische Laufbahn schlug er zügig ein: Nach Jahren als Bezirksverordneter in Spandau gehörte er von 1955 bis 1957 dem Berliner Abgeordnetenhaus an. Nach zahlreichen Funktionen im Deutschen Bundestag und in der Bundesregierung wirkte er von 1971 bis 1983 als Präsident des Bundesverfassungsgerichts in einem der höchsten Staatsämter. Im Jahr der Aufnahme seiner Karlsruher Tätigkeit trat er auch dem Verein für die Geschichte Berlins bei. Der Verein wird Ernst Benda ein ehrendes Andenken bewahren. *WvK*



Neujahrsempfang: links: Walter Momper, Präsident des Abgeordnetenhauses, mit Manfred Uhlitz (Foto: W.v.Kieseritzky); rechts: Désirée Nick (Foto: Udo Lauer)

## Neujahrsempfang des Vereins im Berliner Parlament:

### Lesung mit Désirée Nick

Der diesjährige Neujahrsempfang des Vereins fand Anfang Februar zwar spät im Jahr, dafür aber umso opulenter statt und genoss großen Anklang bei Mitgliedern und vielen weiteren Besuchern. Mit der Lesung aus dem erstmals in deutscher Sprache erschienenen Buch „Der Kaiser und ich“ von Hermine Prinzessin von Preußen (siehe die Rezension in diesen Mitteilungen) hatte sich der Verein ein ungewöhnliches Sujet vorgenommen – einen facettenreichen Text, den die Künstlerin Désirée Nick kongenial zum Klingen brachte.

Die nötige historische Einbettung des Werkes und die Analyse der politischen Vorstellungswelt der zweiten Kaisergattin leistete der Historiker und Herausgeber der Erinnerungen *Hermine*, Jens-Uwe Brinkmann, in spannender und sachkundiger Form. Auch der Vorsitzende des Vereins für die Geschichte Berlins, Manfred Uhlitz, ging in seiner Begrüßungsansprache mit deutlichen Worten auf die politischen Fehleinschätzungen der „Kaiserin“ ein, die in der kleinen Residenz von Kaisertreuen im Haus Doorn auf einen Wiederaufstieg der Monarchie in Deutschland hinarbeitete.

Nach der Lesung klang der Abend mit einem Empfang aus. Einen Eindruck des inspirierenden Vortrags Désirée Nicks vermittelten die vielfältigen und fast bis zur mitternächtlichen Stunde währenden Gespräche. Am Ende waren viele Bücher signiert und der Verein um zahlreiche neue Mitglieder reicher. Zum Erfolg der Veranstaltung trug auch der Ort nicht wenig bei – unserem Mitglied, dem Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses Walter Momper, gebührt besonderer Dank, dass der Verein bei ihm zu Gast sein durfte.

*WvK*

### Berichtigung

In unsere Liste von Vereinspersönlichkeiten (Mitteilungen 1/2009) hat sich leider ein Fehler eingeschlichen: Nicht Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg war Mitglied des Vereins, sondern Werner von der Schulenburg (1841-1913), Offizier, seit 1881 Landrat des Kreises Salzwedel und seit 1906 Mitglied des Preußischen Herrenhauses. Noch kurz vor seinem Tod wurde er 1912 „Erbküchenmeister der Kurmark Brandenburg“.

*WvK*

# „Musik für das Glockenspiel“. Benefizkonzert für den Wiederaufbau des Parochial-Kirchturms

Der *Verein für die Geschichte Berlins e.V.*, gegr. 1865, der *Verein Denk mal an Berlin e.V.* und das *Evangelische Gymnasium zum Grauen Kloster* laden zu einem Benefizkonzert für den Wiederaufbau des Parochial-Kirchturms ein. Die Veranstaltung findet am

Sonnabend, den 9. Mai 2009, um 17.00 Uhr  
in der Parochialkirche, Klosterstraße 67, Berlin-Mitte  
statt. Der Erlös der Veranstaltung wird für die Rekonstruktion des Turms genutzt.

Die von Johann Arnold Nehring entworfene, von Martin Grünberg 1703 fertig gestellte Parochialkirche ist eine der letzten barocken Kirchen Berlins. Die an einen Obeliskenspitze prägte das Stadtbild und beherbergte ein über die Stadt hinaus berühmtes Glockenspiel von 37 Glocken. Wir wollen den 1944 ausgebrannten Turm bis zum Jahre 2012 wiederherstellen! Die Turmrekonstruktion wird die historische Silhouette Berlins vervollständigen und als Wahrzeichen im „Klosterviertel“ neue Akzente setzen.

Dr. Manfred Uhlitz, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865, und Architekt Jochen Langeheinecke informieren einleitend über das Klosterviertel und die Parochialkirche. Höhepunkt des Abends ist die anschließende musikalische Darbietung des **Chors des Evangelischen Gymnasiums zum Grauen Kloster**.

Im Anschluss haben Sie die seltene Gelegenheit, mit Roland Stolte von der Evangelischen Kirchengemeinde St. Petri-St. Marien, den Dachstuhl und die restaurierte Gruft der Kirche zu besichtigen. Von der Dachterrasse zwischen Kirchenschiff und Turm genießen Sie einen wundervollen Blick auf diesen alten Teil Berlins.

Spende: 10 Euro pro Person für die Turmrekonstruktion

Datum: 9. Mai 2009, 17 Uhr bis ca. 19.30 Uhr

Ort: Parochialkirche, Klosterstraße 67, Berlin-Mitte (U2 Klosterstraße)

## **Karten-Vorverkauf und Reservierung:**

*Geschäftsstelle von Denk mal an Berlin e.V.*, c/o Wall AG, Friedrichstrasse 118, 10117 Berlin-Mitte, Tel. 030 – 83 22 64 49, Fax 030 – 83 22 64 50, mail@denk-mal-an-berlin



Ingeborg Schulz  
Dipl.-Betriebswirtin  
Friedrich-Wolf-Str.7, 12527 Berlin

Verena Weber  
Studentin  
Weichselstr.14, 10247 Berlin

Franticék Schuster  
Drakestr. 21, 12205 Berlin

Wolfgang Wehmeyer  
Verwaltungsangestellter i.R.  
Graetschelsteig 26, 13595 Berlin

# Alexander Langenheld (1941–2009)

## Zum Tod eines leidenschaftlichen Berliners

Wir nehmen Abschied von Alexander Langenheld. Seine tiefe Liebe zu Berlin ließ ihn zu einem Erforscher der Stadtgeschichte werden, der seine Begeisterung zum Vermittlungsinstrument machte. Sein Einsatz für die Berliner Friedhofskultur brachte ihm allgemeine Anerkennung ein. Am 3. Mai 1995 wurde ihm das Bundesverdienstkreuz für Verdienste um die Berliner Denkmalpflege verliehen. Als Kenner der preußischen Militär- und Uniformgeschichte war er in Historiker-Kreisen ein geschätzter Gesprächspartner. Dieses und seine liebenswürdige Art werden uns im Gedächtnis bleiben.

Alexander Langenheld wurde am 3. Mai 1941 in Berlin-Kreuzberg geboren und blieb dem Bezirk – auch nach seinem Umzug nach Spandau – immer besonders verbunden. Nach seinem Realschulabschluss, einer Ausbildung bei der BfA, dem nachgeholtten Fachabitur und der Ausbildung für den gehobenen, nichttechnischen Dienst, war er dort bis zu einer, aus gesundheitlichen Gründen notwendigen Pensionierung 1998, als Beamter tätig. Im (Un)Ruhestand begann er noch ein Studium der Geschichts- und Kulturwissenschaften als Gasthörer an der Freien Universität Berlin.

Seit 1967 war er verheiratet und hatte mit seiner Frau Ulrike eine Tochter: Alexandra. Bereits als junger Mann war er der CDU beigetreten, später für diese Partei in der BVV Kreuzberg und von 1985 bis 1989 als Vorsteher der BVV tätig. Mit seiner politischen Arbeit setzte er sich für die Verbesserung der Lage der Menschen im Bezirk, auch über die Grenzen der Parteien hinweg, ein. Sein menschliches Format, sein Wissen über und sein Engagement für Berlin, ließ ihn auch jenseits der Parteigrenzen wahrhafte Freunde finden.

Stets war er auf dem Weg, seine Kenntnisse zu vervollkommen. Seine große Freude war es, anderen Berlin mit all den geschichtlichen Facetten nahe zu bringen. Niemand wird seine Friedhofsführungen vergessen, auf denen er das Geschichtsbuch Berlins aufblätterte, Hintergründe und Menschen vergegenwärtigte, vor deren letzter Ruhestätte man sich befand. Seine Verdienste lagen ebenfalls in der Sorge um den Erhalt historisch bedeutsamer Grabstätten. Dort war er vorbildhaft, hartnäckig sein Ziel zu erreichen. Da einige der bedeutendsten Berliner Friedhöfe in Kreuzberg zu finden sind, nahm er sich ihrer besonders an. Hier war er ja geboren, kannte jeden Stein. Anfang der 1980er Jahre hatten



A. Langenheld am 29.4.2005 vor dem Grab von Louis Schneider auf dem Neuen Friedhof in Potsdam (Foto: D. Tüßelmann)

## Ordentliche Mitgliederversammlung

**am Mittwoch, 29. April 2009, 19 Uhr, im Berliner Rathaus,**

Ferdinand-Friedensburg-Saal (Raum 338), 3. Geschoss, Eingang Jüdenstraße

### Tagesordnung

1. Entgegennahme
  - a) des Tätigkeitsberichts
  - b) des Kassenberichts
  - c) des Bibliotheksberichts
2. Bericht
  - a) der Kassenprüfer
  - b) der Bibliotheksprüfer
3. Aussprache
4. Entlastung des Vorstands
5. Wahlen zum neuen Vorstand
6. Wahlen von je zwei Kassen- und Bibliotheksprüfern
7. Verschiedenes:

Es liegt ein Antrag des Vorstands vor, die Mitgliedsbeiträge von 2010 an von 40 auf 50 Euro jährlich anzuheben. Weitere Anträge sind an die Geschäftsstelle bis zum 15. April erbeten.

Nach dem anschließenden Lichtbildervortrag von Hansjürgen Vahldiek über die „Rekonstruktion des ersten Berliner Schlosses“ gibt es bei einem Umtrunk Gelegenheit zum Gespräch.

auf den Friedhöfen in Kreuzberg die Zerstörungen bzw. Diebstähle stark zugenommen. Aus der BVV wurde daher im Oktober 1982 die *Arbeitsgemeinschaft für die historischen Friedhöfe und Kirchhöfe Berlins* ins Leben gerufen, deren Gründungsmitglied und bis zuletzt Vorsitzender Alexander Langenheld war. Mit von der Partie war auch Prof. Dr. Peter Bloch – Nestor der neueren Berliner Friedhofsforschung auf dem Gebiet der Kunstgeschichte bzw. der Berliner Bildhauerei des 19. Jh. –, der seit 1975 mit Studenten die historischen Berliner Friedhöfe in West-Berlin erfasste.

Am 25. Januar 2009 starb Alexander Langenheld nach langer Krankheit im Kreis seiner Familie. Die Fotografie, die diesen Zeilen beigegeben ist, zeigt ihn 2005 vor dem Grab Louis Schneider. Das ist eine schöne Heraushebung und Verknüpfung zu seinem Wirken im Verein für die Geschichte Berlins, dessen Mitglied Langenheld seit Juli 1968 war, also mehr als 40 Jahre. Viele Jahre wirkte er auch im Vorstand. Der Verein verdankt ihm nicht nur zahlreiche Veranstaltungen, sondern auch Veröffentlichungen in den Vereinsschriften. Die besondere Gabe, Interessierte für die Geschichte Berlins zu begeistern und zu gewinnen, Ihnen die Dimensionen historischen Wissens nahe zu bringen, teilte Alexander Langenheld mit den bedeutenden „Spaziergängern“ der Vereinsgeschichte – von Hans Brendicke bis Hans Werner Klünner. Ihre Namen spiegeln Vereinsgeschichte. Nun ruht der hier Gewürdigte nicht weit von ihnen auf dem Kreuzberger Friedhof der Friedrichswerderschen Gemeinde an der Bergmannstraße. Auch an seinem Grab werden wir verweilen und ihn uns als Berliner ins Gedächtnis rufen, der sich um die Erforschung der Geschichte seiner Stadt verdient gemacht hat.

*Doris Tüsselmann, Sibylle Einholz*

## Änderung: Spendenbescheinigungen 2009

Aufgrund einer Änderung des Spendenrechts für die steuerliche Absetzbarkeit von Spenden bis zu 200 Euro sind keine Spendenbescheinigungen mehr erforderlich. Als Nachweis beim Finanzamt genügt der Einzahlungsbeleg oder der Kontoauszug. Deshalb wird der Schatzmeister vom Geschäftsjahr 2009 an von sich aus Spendenbescheinigungen nur noch für Beträge von mindestens 201 Euro ausstellen. Sollten Sie bei einem geringeren Betrag gleichwohl eine Spendenbescheinigung benötigen, kontaktieren Sie bitte den Schatzmeister.

### Veranstaltungen April – Juli 2009

14. Mittwoch, 22. April 2009, 19 Uhr: **„Die Metropole wächst, die Mark verschwindet. Photographien und Texte der Journalistin und Photographin Marie Goslich (1859-1936)“**, Lichtbildervortrag von **Dr. Krystina Kauffmann**. Vgl. Heft 1/09. Gäste willkommen! Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, Berlin-Mitte.

15. Sonntag, 26. April 2009, 10.30 Uhr: **„Vom Bahnhof Friedrichstraße zum Mendelssohn-Grab“** – Stadtwanderung mit unserem Mitglied **Wolfgang Stapp**. Treff: Bhf. Friedrichstr./Nordseite. Unser Rundgang beginnt am „Tränenpalast“ mit Blick auf den Admiralspalast. Es geht über die Weidendammer Brücke über diverse interessante Umwege zum Jüdischen Friedhof in der Großen Hamburger Straße, dessen Eingangsbereich neu gestaltet wurde. Anmeldung nicht erforderlich.

#### *Mitgliederversammlung 2009:*

Mittwoch, 29. April 2009, 19 Uhr: **„Jahreshauptversammlung des Vereins für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865“**, im Berliner Rathaus, Ferdinand-Friedensburg-Saal. Siehe Einladung in diesem Heft. Nach der Versammlung hält unser Mitglied **Hansjürgen Vahldiek** einen Lichtbildervortrag zur **„Rekonstruktion des ersten Berliner Schlosses“**. Anschließend Umtrunk.

16. Donnerstag, 7. Mai 2009, 19 Uhr: **„Sport und Spiel in Berlin und Brandenburg – Von den Schützengilden zur Leichtathletik-WM“**, Lichtbildervortrag von **Dr. Manfred Uhlitz**. Gemeinsame Vortragsveranstaltung mit unserem Schwesterverein, der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e.V., aus Anlass ihres 125jährigen Gründungsjubiläums. Gäste willkommen! Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek, Breite Straße 36, Berlin-Mitte.

17. Sonnabend, 9. Mai 2009, 17 Uhr: Benefizkonzert: **„Musik für das Glockenspiel“** für den Wiederaufbau des Parochial-Kirchturms. Der Chor des **Evangelischen Gymnasiums zum Grauen Kloster** tritt auf Anregung unseres Vereins in der Parochialkirche auf, um Spenden für den Wiederaufbau des Kirchturms zu sammeln. Da sich der befreundete Verein *Denk mal an Berlin e.V.* für das gleiche Ziel engagiert, handelt es sich um eine Gemeinschaftsveranstaltung. Einleitung: **Dr. Manfred Uhlitz** und Architekt **Jochen Langeheinecke**. Nach der Veranstaltung zeigt **Roland Stolte** von der St.Petri-St.Marien Gemeinde den Dachstuhl und die Gruft der Kirche. Bei Teilnahme wird eine Spende von 10 Euro erbeten. Gäste willkommen! Vorverkauf: Denkmal an Berlin e.V., Friedrichstr. 118, 10117 Berlin, Telefon 83 22 64-49, Fax -50, mail@denk-mal-an-berlin.de. Abendkasse möglich. Parochialkirche, Klosterstraße 67, Berlin-Mitte. U 2 (Klosterstraße).

18. Mittwoch, 13. Mai 2009, 19 Uhr: **„Wege der Geschichte: Von der Bartholdischen Meierei zum Wrangelkietz“**. Lichtbildervortrag unseres Mitglieds **Elke von Nieding**. Mitte des 18.Jh. war die Umgebung des Oberbaums auf der Straße nach Köpenick eine ländliche Idylle. Landwirtschaftliche Betriebe und Gärtnereien wechselten sich ab mit Sommerhäusern reicher Berliner. Hier lag der berühmte Barockgarten des Münzunternehmers Daniel Itzig und hier lernten Felix Mendelssohn Bartholdy und andere Jungen in der Pfuel'schen Anstalt schwimmen. Später veranlasste der Stadtrat de Cuvry den Bau von Mietshäusern und Fabrikantenvillen. Militärische Anlagen und Industriebetriebe, u.a. von Ravené und Heckmann, veränderten den Stadtteil bis zum 20. Jh. grundlegend. Gäste

willkommen! Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, Berlin-Mitte.

19. Mittwoch, 3. Juni 2009, 13.30 Uhr: „**Vom Tatort ins Labor – Rechtsmediziner decken auf**“, Besuch des Medizinhistorischen Museum der Charité und **Führung** in der neuen Sonderausstellung. Hervorgegangen aus dem Pathologischen Museum Rudolf Virchows befindet es sich im ehemaligen Museumshaus des Instituts für Pathologie auf dem traditionsreichen Gelände der Charité, Campus Mitte. Wir sehen auch die etwa 750 Objekte umfassende Dauerausstellung mit pathologisch-anatomischen Feucht- und Trockenpräparaten sowie Modellen und Abbildungen. Treff: Kassenbereich des Museums, Invalidenstraße/Alexanderufer. Eintritt: 5 Euro p.P., Anmeldung bei Jörg Kluge, Tel. 382 61 21, E-Mail kluge@DieGeschichteBerlins.de. 15 Minuten Fußweg vom Hauptbhf., Bus 147, 123, 245 und 10 Minuten Fußweg vom Eingang Hannoversche Straße.

20. Montag, 8. Juni 2009, 15 Uhr: „**Jüdisches Leben einst und heute: Jüdische Orte rund um die Neue Synagoge**“, Führung in der Neuen Synagoge mit Museumspädagogin **Stilla Zrenner**. Dauer ca. zwei St.. Treffpunkt: Neue Synagoge, Oranienburger Straße 28-30, im Kassenbereich der Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum. Eintritt: 3/2,50 Euro. Anmeldung nicht erforderlich. Bitte 10 Minuten für Sicherheitsvorkehrungen einplanen! S 1, S 2, S 25 (Oranienburger Straße).

21. Mittwoch, 17. Juni 2009, 19.00 Uhr: „**Das Bauhaus: eine Utopie?**“, Vortrag von **Bettina Güldner**. Zum 90. Gründungsjubiläums des Bauhauses lohnt ein Blick zurück auf die Ursprünge und Wirkungsweisen. Nach dem Ersten Weltkrieg verbanden Künstler, Kunsthandwerker und Architekten ihre Vorstellungen mit den sozialen Aspekten der Zeit. Basierend auf einer soliden Werkstattausbildung sowie einer Analyse der Bedürfnisse ihrer Zeitgenossen beschäftigten sich die Bauhauskünstler mit Fragen der Wohnökonomie und Lebensgestaltung. So steht der Entwurf des einzelnen Möbels ebenso wie jeder einzelne Haushaltsgegenstand im Zusammenhang mit neuen Grundrisslösungen im Wohnungsbau. Gäste willkommen! Berlin-Saal der Zentral- und Landesbibliothek Berlin, Breite Straße 36, Berlin-Mitte.

22. Montag 22. Juni 2009, 16 Uhr: „**Auf den Spuren von Rathenau, Fischer, Alsberg, Feuchtwanger und anderen Prominenten**“. Ein kulturhistorischer Rundgang in der Villenkolonie Grunewald mit **Stilla Zrenner**. Dauer ca. 2,5 St., Treff: Rathenau-Gedenkstein in der Koenigsallee/Ecke Erdener Straße.

23. Donnerstag, 16. Juli 2009, 15 Uhr: „**Feierstunde zur Neu-Einweihung der restaurierten Grabstelle unseres 1916 verstorbenen langjährigen Vorsitzenden Richard Béringuier**“ mit kurzen Ansprachen unserer Mitglieder Staatssekretär **André Schmitz**, Verfassungsgerichtspräsident a.D. Prof. **Dr. Klaus Finkelnburg** und **Dr. Manfred Uhlitz**. Die Restaurierung wurde ermöglicht durch Spenden von Mitgliedern des Vereins für die Geschichte Berlins, vgl. Heft 3/08, S.92 ff. Ort: Französischer Friedhof, Chausseestraße 127, Berlin-Mitte. U 6 (Oranienburger Tor).

*Tagesfahrt zum „Internationalen Jahr der Astrologie“:*

24. Sonnabend, 22. August 2009, 8 Uhr: „**Ausflug zu Albert Einstein**“ mit **Ingrid Bathe**, Projektarchitektin i.R. der Deutsche Stiftung Denkmalschutz und Mitglied der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V., organisiert von unserem Vorstandsmitglied **Jörg Kluge**. Abfahrt mit dem Bus 8 Uhr Rathaus Charlottenburg. Es geht nach Potsdam zum „Wissenschaftspark Albert Einstein“ auf den Telegrafenberg. Dort werden wir geführt – mit Innenbesichtigung des Einsteinturms und des Großen Refraktors! Mittags Ankunft in Caputh; nach kurzem Spaziergang nehmen wir an einer Führung im Sommerhaus Albert Einsteins teil. Zu Fuß geht es anschließend zum Schlosspark Caputh, im Restaurant Kavalierschhaus haben wir Gelegenheit zum Mittagessen (im Fahrtpreis nicht eingeschlossen). Nachmittags Führung im „Bürgerhaus Caputh“ durch die Ausstellung „Albert Einsteins Sommeridyll in Caputh“. Im Anschluss besteht die Möglichkeit, das Schloss zu besichtigen. Ein kleines Orgelkonzert in der Caputher Kirche rundet unseren Besuch ab. Mit dem Schiff geht es um 18 Uhr zurück nach Potsdam, von dort Rückfahrt mit der S-Bahn nach Berlin. Änderungen des Programms bleiben vorbehalten. Umlage: 45 Euro pro Person incl. Hinfahrt im bequemen Reisebus, allen oben erwähnten Eintrittsgeldern und Führungsgebühren (ohne Schloss Caputh) sowie Schiffsfahrt und BVG-Fahrschein für die Rückfahrt. Anmeldung bei Jörg Kluge, Telefon 382 61 21, Mail kluge@diegeschichteberlins.de.

## Inhalt

Cölln. Eine Spurensuche zur Wiederentdeckung der Berliner Mitte II: Einleitung – Cölln an der Spree. Herrschaftszentrum und bürgerliche Stadt ( <i>Wolther von Kieseritzky</i> ) – St. Petri zu Cölln an der Spree ( <i>Wolfgang Krogel</i> ) – Das Rathaus am Cöllnischen Fischmarkt (Manfred Funke) – Brüderstraße ( <i>Martin Mende</i> ) – Das Nicolaihaus: Geistiges Zentrum des Berliner Bürgertums ( <i>Dieter Beuermann, Cem Sengül</i> ) – Das Ribbeck-Haus ( <i>Manfred Uhlitz</i> ) – Cölln im Kartenbild ( <i>Uwe Schaper</i> ) – Neuer Marstall: Seine Rolle im Berliner Stadtbild ( <i>Susanne Kähler</i> ) – Das Dominkanerklöster ( <i>Jürgen Wetzel</i> ) – Autoren, Vereinsveröffentlichungen.....	178
Rezensionen.....	212
50 Jahre Historische Kommission zu Berlin .....	215
Vereinsgründung Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.....	216
Aus dem Verein: Neujahrsempfang – Ernst Benda † – Alexander Langenheld † – Benefizkonzert – Neue Mitglieder – Mitgliederversammlung .....	216
Veranstaltungen April – Juli 2009 .....	222

Mitgliederversammlung am 29. April 2009 im Berliner Rathaus (s. S. 221)
---

**Geschäftsstelle/Schatzmeister:** Henning Nause, Lichterfelder Ring 103, 12279 Berlin, Tel. 7 11 58 06, E-Mail: Nause@DieGeschichteBerlins.de.

**Internet:** E-Mail: Redaktion@DieGeschichteBerlins.de.

**Bibliothek und Archiv:** Breite Straße 36 (Eingang Neuer Marstall, Schloßplatz 6–7), 10178 Berlin-Mitte, Telefon (030) 90 22 64 44/49. Geöffnet: mittwochs 15.00 bis 18.45 Uhr. E-Mail: bibliothek@DieGeschichteBerlins.de. Postadresse: Postfach 61 01 79, 10922 Berlin.

**Vorsitzender:** Dr. Manfred Uhlitz, Brixplatz 4, 14052 Berlin, Telefon 3 05 96 00, Fax 3 05 38 88, E-Mail: uhlitz@DieGeschichteBerlins.de

**Schriftführer/Veranstaltungskordinator:** Dipl.-Ing. Dirk Pinnow c/o PINNOW & Partner GmbH, Köthener Straße 38, 10963 Berlin, Telefon 26 36 69 83, Fax 26 36 69 85, E-Mail: Pinnow@DieGeschichteBerlins.de

**Konten des Vereins:** Postbank Berlin (BLZ 100 100 10), Kto.-Nr. 43 380–102, 10559 Berlin; Berliner Bank AG (BLZ 100 200 00), Kto.-Nr. 03 81801 200.

**Schriftleitung der MITTEILUNGEN:** Dr. Wolther von Kieseritzky, Regattastraße 100, 12527 Berlin, Telefon 62 64 02 22, Fax 62 64 02 24, E-Mail: Kieseritzky@DieGeschichteBerlins.de; Textbeiträge bitte an den Schriftleiter senden.

Die MITTEILUNGEN erscheinen vierteljährlich zum Quartalsanfang. Herausgeber: Verein für die Geschichte Berlins e.V., gegr. 1865.

**Redaktionsschluß:** 15. Februar, 15. Mai, 15. August, 1. November.

Der Abonnementspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag gedeckt. Bezugspreis für Nichtmitglieder: 20 Euro jährlich. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen! Jahresmitgliedsbeitrag 40 Euro; Familien 60 Euro; Studenten 25 Euro inkl. Bezug der MITTEILUNGEN und des Jahrbuchs.

**Beitrittserklärungen** bitte formlos an die Geschäftsstelle.

**Herstellung:** Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, 12309 Berlin.

E-Mail: druck@westkreuz.de. Internet: www.westkreuz.de

**Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Schriftleitung.**